2

1966 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

16. JAHRG. FEBRUAR

D 2442 F Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Belegexemplar

DISKUS

Hochschulgesetz & Hochschulreform

Hessens Professoren „vibrieren" nicht mehr „vor Erregung", sie haben das Taktieren gelernt. Die FAZ behielt Unrecht, als sie Mitte des vorigen Jahres orakelte, die Empörung über den hessischen Hochschulgesetzentwurf mache „die Ordinarien blind". Vielmehr machte die Erregung Hessens Rektoren offenbar erfinderisch.

Die Einbringung seines reformfreudigen Gesetzentwurfs wurde dem Kultusminister von den Ordinarien mit scharfen Attacken schlecht gedankt. Einige Professoren schreckten nicht davor zurück, den vermeintlichen „obrigkeitsstaatlichen Dirigismus", den sie in dem Hochschulgesetz entdeckt zu haben glaubten, mit der Kastrierung der freien Forschung und Lehre im Staate Ulbrichts oder während des Dritten Reiches in Paralelle zu setzen. Doch Hessens Ordinarien waren schlecht beraten, als sie den Verfechtern der starren Linie und der ausfallenden Polemik die Vertretung ihrer Interessen überantworteten. Der publizistische Amolauf der „harten Männer" in den Senaten und Rektoraten hat das große Sympathiekapital, welches der Professor in Deutschland seit je besitzt, effektlos verschleudert und auch den diskussionswürdigen Einwänden der Ordinarien gegen den ministeriellen Entwurf von vornherein jede Wirkung genommen.

Erst der Wechsel im Vorsitz der Hessischen Rektorenkonferenz bot Gelegenheit, den erfolglosen harten Kurs (mit dem sich die Ordinarien um den Rest ihres Einflusses auf die endgültige Formulierung des Hochschulgesetzes im Landtag zu bringen drohten) zu Gunsten einer weichen Welle zu ändern. Wegen der positiven Resonanz, die ihre Madrigalen zum Schütte-Entwurf bei den politischen Instanzen in Wiesbaden gefunden hatten, erschien den Rektoren die Studentenschaft als das geeignete Vehikel, mit welchem sie ihren geschwundenen Einfluß auf die Gesetzesberatungen zurückzugewinnen glaubten. Waren die studentischen Senatsvertreter früher gnadenlos an die frische Luft gesetzt worden, wenn die Professoren über den Hochschulgesetzentwurf beraten wollten, so lud man Anfang November 1965 die AStA-Vorsitzenden zu einer Rektorenkonferenz ein, um ihnen ein gemeinsames Vorgehen gegen den Reformentwurf vorzuschlagen. Die Studenten nahmen die Einladung zur Allianz mit gemischten Gefühlen auf und so mancher wird angesichts der überraschenden professoralen Umarmung an Herbert Wehners Defination gedacht haben: Man muß den Gegner so fest an die Brust drücken, daß ihm die Luft ausgeht.

Der Durchbruch gelang den Ordinarien schließlich an der schwächsten studentischen Stelle: Im Satzungsausschuß der TH Darmstadt konnte man den dortigen Studentenvertretern das Plazet für einen professoralen Gegenentwurf zum Schütte-Gesetz entwinden. Am 9. Dezember wurde auf einer erneuten Rektorenkonferenz, zu der wieder Studenten eingeladen und erschienen waren, weiter an der gemeinsamen Front gegen den Kultusminister gebastelt. Da jedoch der VDS-Landesvorstand der professoralen Umarmungstaktik hinhaltenden Widerstand entgegenbrachte, wurde eine Woche später dem Frankfurter Studentenparlament die einmalige Ehre der gleichzeitigen Anwesenheit des Rektors, des Prorektors sowie mehrerer Dekane und Professoren in ein und derselben Sitzung zuteil. Allein, der Erfolg blieb der professoralen Offensive auf breitester Front versagt: Als es zum gemeinsamen Schwur gegen Minister Schütte und sein Hochschulgesetz kommen sollte, war das Frankfurter Studentenparlament beschlußunfähig.

Das Marburger Studentenparlament erteilte sogar dem Allianzangebot eine eindeutige Absage. Es wies darauf hin, daß der professorale Gegenentwurf alle wesentlichen Strukturfragen vom Gesetz in die Universitätssatzungen zu verlagern trachte, mit dem Ziel, die den Ordinarien unliebsamen Reformen weiter zu verschleppen. Am 20. Dezember erklärte die hessische Studentenschaft das Projekt der Einheitsfront endgültig für gescheitert. So blieb dann alles beim alten: Man marschierte getrennt vor den Kulturausschuß des Landtags und focht nicht gemeinsam wider den Regierungsentwurf. Vielmehr begrüßte die Studentenschaft seine reformfreudigen Tendenzen. Die Rektoren legten einen Gegenentwurf vor, der, gemessen an dem projektierten Gemeinschaftsentwurf, einen Rückfall in alte, starre Positionen bedeutete, und der keine Chance haben dürfte, in seinen wesentlichen Punkten von der Landtagsmehrheit akzeptiert zu werden.

Die aktuelle Hochschulstruktur weist unsere Universitäten als „Ordinarien-Universitäten" aus. Wen wundert es da, wenn sich nur die Ordinarien zur Verteidigung dieser Universitätsautonomie gegen staatliche Übergriffe bereitfinden? Andererseits müßten alle akademischen Bürger am Fortbestand der Freiheit von Forschung und Lehre unmittelbar interessiert sein. Aber neben diesem gemeinsamen Interesse besitzt jede Personengruppe (Ordinarien, Nichtordinarien/Mittelbau, Assistentenschaft, Studentenschaft) innerhalb der Hochschule ihre spezifischen Interessenlage. Indem die Personengruppe der Ordinarien von ihrer akademischen Freiheit zügellosen Gebrauch macht, wird diese zur Willkür gegenüber den anderen Hochschulkorporationen. Die Privilegierung der Ordinarien ist offensichtlich, das zeigt nicht

(Fortsetzung auf Seite 2)

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

DISKUS Frankfurter Studentenzeitung Erscheint zweimal vierteljährlich
Herausgeber: Siegfried Bartels, Manfred Müller, Dieter Thelen, David H. Wittenberg, Herbert Wolf.
Redaktion: Helmut Fritz (Politik), Hans Joachim Steffen (Kulturpolitik), Hanns-Helge Schneider (Lokales), Karl Riha (Feuilleton), David H. Wittenberg (i. A.), Ulrich Luetjohann (i. A.).
Redaktions-Geschäftsführer: Manfred Müller.
Verlagsleiter: Werner Peuckert.
Anzeigen: Werner Fritzsche.
Anschrift der Zeitung: 6 Frankfurt am Main, Mertonstraße 26-28, Telefon 7 70 64 31 88
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240/9647. Dresdner Bank Nr. 121 210.
Postscheckkonto Ffm. Nr. 1875 88.
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seiner Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS. Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Erlaubnis der Redaktion. Zur Zeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. Januar 1964.
Abonnementsbestellungen zum Preis von DM 6,– jährlich nimmt jedes Postamt entgegen.
Lieferungen in das Ausland sind bei der Redaktion zu bestellen.
Druck: Grawo-Druck, Offenbach am Main, Schäferstraße 12, Telefon 81 15 18.

Konsultation

Zurückkommend aus Paris, wo er auf dem Pflichtbett der franko-allemannischen Ehe die obligatorische KONSULTATION vollzogen hatte, zeigte der Kanzler im Fernsehen Erleichterung und Tagesschau-Optimismus.

In der Begegnung mit dem spröden Franzosen war dem Deutschen ein FIASKO erspart geblieben, die Verhandlung verlief routinemäßig sachlich und führte, wie es in solchen Fällen üblich ist, in ein die Spannung lösendes KOMMUNIQUE. Von Hase pries den neuerlichen Akt deutsch-französischer Freundschaft als einen vollen Erfolg, Barzel gratulierte Erhard zu seiner trefflichen Verhandlungsführung und Erhard selbst konnte bemerken, sein Besuch in Paris habe das Verhältnis zu de Gaulle wieder wärmer werden lassen.

Tatsächlich steht der Konsultations-Erfolg des Kanzlers außer Frage. Es ist ihm gelungen, das Gespräch auf das Wetter zu beschränken und anstößige – weil Kontroverse – Themen wie „deutsche Grenzen", „die Struktur des NATO-Bündnisses", „Bonns Wille zur Atom-Macht" und „Vietnam" mit keiner Silbe zu berühren. Konkrete EWG-Probleme, etwa die Frage eines gemeinsamen Agrarmarktes, blieben ebenfalls unerwähnt: denn auch der Butterpreis ist ein deutsch-französisches Fettnäpfchen.

Dank Erhards diskreter Konversationskunst stellte sich schon am ersten Tag eine herzliche Atmosphäre ein, in der es ihm schließlich gelang, de Gaulle die Bemerkung zu entlocken, die deutsch-französischen Konsultationen seien in einer „herzlichen Atmosphäre" verlaufen. das General-Versprechen, in Moskau die Übertroffen wurde dieser Erfolg nur noch durch „deutsche Frage anzuschneiden." Vielleicht in dem Sinne der Gespräche, die de Gaulle jüngst mit Polens Ministerpräsident führte?

Nicht alles, was in Paris unter vier Augen geschah, gab der Kanzler der Öffentlichkeit preis. Erhard zur Tagesschau: „Über die SUBSTANZ unserer Gespräche kann ich nichts sagen, wegen ihres vertraulichen Charakters." H. F.

Parteimaßnahme

Die SPD setzt nun ihren Selbstreinigungsprozeß, aus dem sie ausgekocht, keimfrei und steril hervorgehen wird, beschleunigt fort. Die Professoren, deren wissenschaftliches Gewissen, im Gegensatz zu dem der Partei, die marxistische Methode nicht dem Konformismus opfern wollten, sind schon verstoßen. Ebenso der SDS, mit dem die Partei so manche ihrer dringend nötigen Hoffnungen begrub. Letzte Säuberungsaktion: der Satiriker-Ausschluß. Wie Biermann, der Satiriker-Ost, den seine Partei gern in den Westen abschöbe, sieht sich auch der von Frontstadt-Hysterie angekränkelte Neuss, Satiriker-West, nun als Märtyrer. Die Partei sind beide los; ein Vorteil für die Satire. Wann wird die SPD, bei der es immer noch weißer geht, auch ihren Matador Grass ausschließen, der die Genossen in seinen Büchern verhöhnt? Oder wann wird Grass dieser Partei den Rücken kehren, die sich anschickt, ihren Geist aufzugeben? F.

Geisterarmee

Die amerikanische Botschaft in Bad Godesberg verschickt ein Periodikum, das sich „Amerika-Dienst" nennt und dem die Redaktionen im Januar folgendes honorarfrei entnehmen durften: Erst anfang des Sommers 1965 erreichte die Stärke des amerikanischen militärischen Personals in Südvietnam diejenige der von Hanoi eingeschleusten Truppen."

Der „Amerika-Dienst" nennt als Quelle für diese „einfache Tatsache" ein Memorandum, das am 3. Januar 1966 vom WEISSEN HAUS veröffentlicht wurde. Danach standen also den 150 000 US-Soldaten, die im Sommer 1965 in Südvietnam Krieg führten, **150 000** aus dem Norden eingeschleuste Soldaten gegenüber. „Wenn diese Aggression aus dem Norden eingestellt würde, dann würden die amerikanischen Kampftruppen nicht mehr benötigt werden", so heißt es weiter in dem Memorandum. Inzwischen stehen mehr als 200 000 Amerikaner auf südvietnamesischen Boden – nach der Logik des Weißen Hauses müßten jetzt auch 200 000 Soldaten aus dem Norden eingeschleust worden sein.

Das PENTAGON allerdings gab zur gleichen Zeit bekannt, daß die Vietcong-Truppen von „**14 000** nordvietnamesischen Soldaten" unterstützt werden. „150 000" mitte 1965, „14 000" anfangs 1966 – wo bleibt da die Differenz? Sollten Hunderttausend Hanoi-Soldaten in einem halben Jahr gefallen sein, oder sind sie in den Norden zurückgeschleust worden? – Jedenfalls bestehen zwischen dem WEISSEN HAUS und dem PENTAGON offenbar verschiedene Auffassungen von der Stärke der Aggression aus dem Norden.

Das DEPARTEMENT OF STATE PUBLICATION teilte 1965 mit, daß von 1959 bis Ende 1964 insgesamt **20 000** Soldaten aus dem Norden nach Südvietnam gebracht worden seien. Mitte November 1965 gab die US-Delegation bei der NATO die Zahl der nordvietnamesischen Soldaten im Süden mit **11 000** an. 14. Tage später sprachen die Amerikaner bereits von **20 000** Nord-Soldaten. Schließlich mochte auch der amerikanische Generalstab in Saigon nicht länger schweigen und teilte Ende 1965 der Presse mit, daß der größte Teil der nordvietnamesischen 325. Division in Südvietnam stehe, etwa **6 000** Mann.

Aber wie unterschiedlich auch immer die in freier demokratischer Meinungsbildung zustande gekommenen Auffassungen über die Stärke der Aggression aus dem Norden sind, die Gefährlichkeit der Ho Tschi Min-Truppen, die heute im Norden, morgen im Süden, überall und nirgends zugleich sind, macht die Verstärkung des amerikanischen Kontingents auf 300 000 Soldaten gleichwohl unumgänglich. Denn je weniger Soldaten aus dem Norden im Süden operieren, um so mehr US-Truppen bedarf es, sie zu finden. Solche amerikanischen Schwierigkeiten in Vietnam werden deutlich in einer Meldung der „New York Times", wo es kürzlich hieß, daß bei den Kämpfen in Südvietnam seit zwei Monaten nordvietnamesische Armeeeinheiten fehlten. H. F.

(Fortsetzung von Seite 1)

zuletzt ihre beherrschende Stellung in allen willensbildenden Organen der akademischen Selbstverwaltung. Die Interessen der Studenten und anderer Hochschulangehörigen werden von den Ordinarien, wenn überhaupt, dann in patriarchalischer Manier wahrgenommen.

Von den unterpriviligierten Hochschulkorporationen ist bisher eigentlich nur die Studentenschaft zu einer konkreten Formulierung ihrer Interessen gelangt. Die Assistentenschaft hat ihre Forderungen an den Hochschulbetrieb noch nicht artikuliert (eine Ausnahme bildet die Petition von 140 Marburger Assistenten zum Hochschulgesetz), weil sie sich – da sie meist zugleich Doktoranten sind – in einem beinahe feudalen Abhängigkeitsverhältnis zu ihren Ordinarien (und Dokotrvätern) befinden. Für die Nichtordinarien des Mittelbaus ist das Streben nach individueller Emanzipation (zum Ordinarius) typisch; die Leidensgenossen werden als Konkurrenten begriffen, was der Bildung eines kollektiven Bewußtseins und die Formulierung der gemeinsamen Interessen erschwert.

Der Hochschulreform ist die Aufgabe gestellt, die latenten, divergierenden Interessenlagen der einzelnen Korporationen sichtbar zu machen und gleichzeitig einen Mechanismus zu etablieren, welcher ihren reibungslosen und rationalen Ausgleich innerhalb der Hochschulautonomie gestattet. Der ministerielle Gesetzentwurf zeigt hierzu Ansätze, indem er erstmals auch für die bislang unterpriviligierten Korporationen Mindestrechte formuliert und staatlich garantiert. Gleichzeitig sichert er ihnen eine – wenn auch minimale – Vertretung in den willensbildenden Organen der Universität. Eben mit diesen embryonalen Ansätzen zu einem Ausgleichsmechanismus der hochschulinternen Interessendivergenzen motivieren die Studenten und Assistenten ihre Zustimmung zum Schütte-Entwurf. Natürlich konnte der Minister den anderen Korporationen nur als neues Recht geben, was er vorher den Ordinarien als altes Privileg genommen hatte, und eben deshalb leisten diese so erbittert Widerstand.

Wenn auch die Renitenz der Ordinarien subjektiv verständlich sein mag, muß ihnen doch entgegengehalten werden, daß gerade ihre Weigerung, nämlich den internen Erfordernissen der modernen Hochschulrealität (rationaler Interessenausgleich zwischen allen Korporationen) ebensowenig zu entsprechen wie den berechtigten Ansprüche der Gesellschaft (auf Ausbildung möglichst vieler Akademiker), eine staatliche Intervention mit Sicherheit provozieren mußte.

Das hessische Hochschulgesetz ist nicht zuletzt ein Indiz dafür, daß die jahrzehntelange Verschleppung von notwendigen Hochschulreformen und das starrköpfige Beharren auf dem unhaltbaren Alleinherrschaftsanspruch der Ordinarien die akademische Freiheit der Lehre sowie die Autonomie von Wissenschaft und Forschung schließlich in ihrer Substanz bedrohen, indem sie den Staat zum Übergriff animieren. Der Schütte-Entwurf enthält solche gefährlichen Tendenzen, und die kritischen Anmerkungen so manchen Professors sollten nicht einfach vom Diskussionstisch gefegt werden. Aus ihnen spricht die berechtigte Sorge, daß „durch den bürokratischen Aufseherbetrieb ... der Geist erstickt" werden könne.

Der ordentliche Professor, „als ein öffentlicher Bediensteter, der in völliger Eigenverantwortlichkeit seinem Dienst, der Erforschung geistiger Zusammenhänge, nachgeht", ist der Garant für Kontinuität im schlechten wie im guten Sinne, also eben auch das tragende Element der Hochschule und der Freiheit ihres Geistes. So richtig es sein mag, daß eine Hochschulreform im oben skizzierten Sinne das Gebot der Stunde ist, so unbestreitbar kann die Modernisierung der Universität – soll sie Erfolg haben – nur mit und nicht gegen die Ordinarien zu wege gebracht werden. Wie immer die Paragraphen des Hochschulgesetzes schließlich lauten mögen, das letzte Wort über die Wirklichkeit an unseren Universitäten wird auf den Gelehrtenstuben gesprochen werden. Die historisch überkommene Machtstellung der Ordinarien macht das Gelingen der Hochschulreform von ihrer Einsicht in die Notwendigkeiten, von ihrer Bereitschaft zur Wandlung aus freien Stücken und nach den Gesetzen, die der Universität und dem Geiste eigen sind, abhängig. Kein Kultusminister kann den derzeitigen Herrschaftsträgern in unseren Hochschulen diese Verantwortung abnehmen.

Nicht Taktik muß also von Hessens Rektoren verlangt werden, sondern eine reformfreudige Strategie ist heute von nöten, wenn die Freiheit der Wissenschaft in der autonomen Institution der deutschen Universität überleben soll. **Hans-Joachim Steffen**

Leserbriefe

Sehr geehrte Herren!

Nachdem ich Ihr Feuilleton anfangs mit großer Skepsis gelesen habe, ist mir doch im Lauf der Zeit aufgegangen, daß Sie sich Verdienste erworben haben, indem Sie ein Forum für rein experimentelle Kunstrichtungen schufen. Ganz ermessen kann man das wohl erst dann, wenn man selbst im Verlauf einer literarischen Entwicklung sich zu Experimenten genötigt sieht.

Ihre sehr intime, eigentlich nur für Lyriker lesbare Auseinandersetzung mit „Friedericke Mayröcker" krankte nun daran, daß keinerlei bibliographischer Hinweis gegeben wurde. Man kann Ihre Theorien nicht nachprüfen, da Ihre Mayröcker-Zitate denn doch zu knapp waren.

Also: ein Schrei der Neugierde aus Berlin! Wo kann ich mehr von Friedericke lesen???

Berlin Reimar Lenz

Aus Platzgründen mußten wir in der vergangenen Nummer auf die Bibliographie zu F. Mayröcker verzichten. Hier nun die auftreibbaren Daten: „Iarifari." Kurzprosa. Wien 1956; Sammlung Leinfelden. Handbuch neuer Lyrik. Hrsg. v. Hans G. Markert. Leinfelden 1964; „metaphorisch." Sammlung „rot", Text 18. Hrsg. v. Max Bense u. Elisabeth Walther. Stuttgart 1964; „Texte." Allerheiligen-Presse. Innsbruck 1966; Zeitschriftenveröffentlichungen: Akzente 6/1965; DISKUS 1/1965; Nesyo u. a. Feuilletonredaktion

Sehr geehrte Herren!

Bei einer Veranstaltung in der Universität kaufte ich mir den DISKUS Nr. 1/1966.

In Nr. 1/1966 veröffentlichte Ihr Mitarbeiter Maximilian L. Klawuttka auf Seite 3 einen Artikel über den England-Korrespondenten der FAZ, Heinz Höpfl.

Es mag Sie und sicherlich auch Ihre Leser interessieren, daß Höpfl bereits während des Dritten Reiches London-Korrespondent des „Völkischen Beobachter" war.

Am 21. 1. 1939 veröffentlichte er z. B. einen Artikel unter der Überschrift „Das Judentum in England", in dem es heißt:

„Die heftige Reaktion, die die deutsche Notwehr gegen das Judentum in England findet, legt die Frage nahe, welche Rolle die Juden im heutigen England spielen, wie weit ihr Einfluß mitbestimmend ist für das politische Leben jenseits des Kanals."

Am 13. Oktober 1939, also kurz nach Kriegsbeginn, schrieb er einen Artikel unter der Überschrift „Hütet Euch vor den Engländern", in dem er sich folgendermaßen über die Engländer ausläßt:

„In Schrifttum und Presse ist Schlag auf Schlag den britischen Heuchlern die Maske vom Gesicht gerissen worden ... Dieser, unser Feldzug wird nicht abgebrochen werden, bevor England den Beweis liefert, daß es seinen rein defensiven Sinn begriffen hat und die deutsche Haltung endlich zu würdigen weiß, der der Führer, ohne auch nur eine anerkennende Antwort zu finden, so oft Ausdruck verliehen hat."

Eine umfassende Zusammenstellung all dessen, was Höpfl in diesen Jahren an antisemitischen und englandfeindlichen Geschichten zusammengeschmiert hat, findet sich in der „Wiener Library", 4 Devonshire, London W 1. Wir sind sicher, daß Sie von dort auf Anforderung alle Unterlagen über die Tätigkeit Höpfls während des Dritten Reiches bekommen können.

Ich selbst habe nach einem Besuch in London für die Frankfurter Wochen-Zeitschrift „Die Tat" Material für einen Artikel zusammengestellt, den ich diesem Schreiben beilege (Zeitschrift „Die Tat", Nr. 50, 1959.).

Frankfurt/M. Max Oppenheimer
Redaktion „Stimme des Widerstands"

Sehr geehrte Herren!

Ich kann Ihrer geläufigen Feder nach der Lektüre Ihres Leitartikels „Beten und beten lassen" (Diskus Nr. 8/65) meinen Respekt nicht versagen. Allerdings ist nicht jede Fingerübung ein kontrapunktisches Meisterwerk und Sie müssen es sich gefallen lassen, mit der gleichen Schärfe betrachtet zu werden, mit der Sie ihre „christliche Umwelt" fixieren.

Zunächst mag der pointierte Stil die geistigen Urgroßväter Ihrer weltanschaulichen Position verdecken, die sich in den Generationen seit Lichtenberg und Voltaire mit ihrem originären Denken Verdienst oder Nachteil oder gar Nachstellung erworben haben. Allerdings schlösse ja Alter Ehrwürdigkeit immerhin nicht aus, doch kleidet die Konformität Ihrer Äußerung mit der heutigen veröffentlichten Meinung Ihr moralines Pathos nicht gut. Es verbirgt sich dahinter zweierlei:

1. Das Selbstmitleid des vermeintlich unterdrückten Nichtchristen in einer vermeintlich christlichen Gesellschaft (vgl. die Grafiken), wobei Christlichkeit identisch gesetzt wird mit der Frömmigkeit von Buschs „Frommer Helene". Tatsächlich sind in dieser Gesellschaft – wir mir scheint – dezidierte Atheisten ebenso in der Minderheit, wie dezidierte Christen;

2. Die Geisteshaltung des unbeteiligten Dritten, der die Umwelt analysierend sagt: „Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jener Pharisäer dort". Zu dieser Haltung ist der Gang in den Tempel wahrhaftig nicht notwendige Voraussetzung. Ihre Begleiterscheinung aber ist eben jene Heuchelei (besonders am Schluß Ihres Artikels), deren Sie die christlichen „Opportunisten" so gewandt beschuldigen.

Der Reiz der Neuheit ist also dahin, angesichts der Tatsache, daß der Kulturkampf bereits stattgefunden hat. Die Auseinandersetzung des totalitären Machtanspruchs mit dem Anspruch Gottes an den Menschen ist damit freilich nicht zu Ende und ein Element steckt davon in Ihrem Artikel wie in meinen Zeilen. Denn die terribles simplifications Ihrer Thesen haben nicht nur ehrwürdige oder zumindest harmlose Vorläufer, sondern auch mörderische; und das Kreuz, das Ihnen als Symbol heuchlerischer Gewalttätigkeit eben noch brauchbar erscheint, schmückt die Gräber oder Gedenkstätten derer, die bewußt für Ihren „christlichen Opportunismus" gestorben sind, Erich Klausner, Graf Moltke, Pater Delp, Dietrich Bonhoeffer, Pater Lichtenberg, um nur einige wenige zu nennen, die uns unmittelbar in Deutschland angehen.

Ihre Methode und der Gebrauch des religiösen Symbols erinnert mich – ganz im Gegensatz zu Ihren sonstigen Bemühungen – an den „Mythos" und den Judenstern zu Zeiten unserer „tausendjährigen" Vergangenheit und Sie werden Menschen mit einem Stück mehr geschichtlicher Erfahrung, als Sie es besitzen, zubilligen, daß sie aufmerksam auf solche Analogien achten.

Gewiß, die Artikulationsfähigkeit der Führer von damals hatte meist nicht Ihren Schliff und Sie besitzen nicht deren Macht, aber die Elemente sind auch hier die gleichen; und von der kläglichen Albernheit und Einfallslosigkeit der „Grafiken" zu „Stürmer"-Karikaturen und zu den antireligiösen Bilderbögen im Rußland der zwanziger Jahre ist tatsächlich nur ein kleiner Schritt, den nur das modische Klischee verdeckt.

Frankfurt am Main Dr. Rainer Jaenicke

Sehr geehrte Herren!

Zu dem Titelbild und der weiteren Grafik des Diskus-Artikels „Beten und beten lassen" (Diskus Nr. 8/65) möchte ich mir einige Bemerkungen erlauben.

In der Art, wie hier das christliche Zeichen des Kreuzes mutwilligerweise verunglimpft und mißbraucht wird, sehe ich eine schwerwiegende Verächtlichmachung christlicher Symbole.

Glaubt man wirklich, daß durch solche Bilder die Thesen des nebenstehenden Artikels überzeugender oder glaubwürdiger werden? Das Gegenteil dürfte der Fall sein, denn während sich der Artikel mit der Kirche und dem Schulgebet beschäftigt, verhöhnen die beiden Karikaturen christliche Symbole, welche mit der Schulgebetsfrage in keinerlei Zusammenhang stehen. Wenn man die Haltung der Kirche karikieren wollte, so konnte dies genauso in anderer, weniger entgleisender Form geschehen.

Man fühlt sich bei solchen „Schmierereien" unwillkürlich an noch gar nicht so lange zurückliegende Zeiten erinnert, in denen unter anderen ähnliche Auswüchse mit zu der unheilvollen Entwicklung beitrugen, die dann das deutsche Volk in Krieg und Verderben stürzte.

Zum Schluß möchte ich noch zu bedenken geben, daß sich der Diskus „Frankfurter Studentenzeitung" nennt, und daß durch solche Bilder, weder an anderen Universitäten noch in der Öffentlichkeit, das Ansehen unserer Studentenschaft gefördert bzw. ihre Haltung richtig wiedergegeben wird.

Frankfurt am Main Rainer Röder

Sehr geehrte Herren!

Zu Ihrem Artikel „Beten und beten lassen"

Das Kreuz ist kein Zwang, sondern man nimmt es gern an, wie seine Ferien oder ein Auto, das man sich leisten kann. Niemanden würde einfallen, jene letzten abzulehnen, am wenigsten den Ungläubigen. Warum also das erste ablehnen?

Düsseldorf Renate Krüger

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE
SCHUMANN U. COBET
FFM · BÖRSENSTR. 2-4 · TEL. 21494

Rolland Routisseau, der Verfasser des Leitartikels „De Gaulle und die deutsche Linke", (DISKUS 1/66), bittet um den Hinweis, daß die Formulierung „offensive Ostpolitik" (de Gaulles) nicht im Sinne von „aggressive Ostpolitik" verstanden werden darf. Red.

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Ende Februar, spätestens Mitte März, wird der dritte Wehrbeauftragte, der Jurist und CDU-Abgeordnete Hoogen den gesetzlich angeordneten Bundeswehr-Report der Öffentlichkeit vorlegen. Hoogen, der als Beamter den diskreten Büro-Stil schätzt, wird Gebrauch machen können von einem Recht, für das vor zwei Jahren der zweite Wehrbeauftragte den Opfergang in die Illustrierten angetreten hatte: er darf seinen Bericht dem Bundestag vortragen. Das Parlament wird zu diskutieren haben, was aus der Idee, die Rechtsstaatlichkeit auch auf dem Kasernenhof zu praktizieren, im zehnten Jahr Innerer Führung geworden ist.

Zum Jubiläum die Affenschaukel / von ***

Opportunist oder Wehrbeauftragter?

Nach dem – jeweils in handfeste Skandale und spießige Kabalen gebetteten – institutionellen Exitus der beiden ersten Wehrbeauftragten von Grolman und Heye stellte sich der Mehrheitsfraktion des Bonner Parlaments das Problem, eilends einen Politiker aufzutreiben, der in seiner militärwissenschaftlichen Unberührtheit den idealen, weil sachlich naiven und daher leichter beeinflußbaren Kandidaten für das politisch brisante Offizum abgab. Die Wahl fiel auf Matthias Hoogen. Die SPD-Bundestagsfraktion konnte gleich zwei triftige Gründe vorbringen, die gegen den Juristen Hoogen sprachen: Einmal genoß MdB Hoogen als Vorsitzender des Rechtsausschusses des Bundestages den Ruf eines Mannes des Ausgleichs in den zahlreichen legislativen Kontroversen, sein Weggang mußte zur Verschärfung des interfraktionellen Juristengezänks führen; zum anderen hingegen hatte er sich als Vorsitzender des Untersuchungsausschusses in der FIBAG-Affäre als subalterner CDU-Apparatschik ausgewiesen, der nicht zur postulierten parteipolitischen Neutralität bei der Wahrnehmung eines Parlamentsauftrages taugt, weswegen er jedoch gerade von seinen Parteichargen auserkoren wurde.

Bei der Wahl Hoogens zum Wehrbeauftragten des Bundestages enthielten sich die Sozialdemokraten der Stimme. Wie recht sie doch hatten: um sich der Öffentlichkeit als demokratischer Springinsfeld zu empfehlen, verkündete er, zukünftig verhindern zu wollen, was seit 150 Jahren immer wieder der Vorgesetzte an seinem Untergebenen versucht habe, das heißt „ihn innerlich zu zerbrechen und ihm die Menschenwürde zu nehmen". Unter anderem bedeutete das doch, daß bis zum Amtsantritt Hoogens auch dem Untergebenen der Bundeswehr die Menschenwürde vorenthalten wurde, denn Nichtexistentes braucht ja nicht verhindert zu werden. Der Verteidigungsminister reagierte sauer. Auch seine uniformierten Parteigänger waren böse. Doch diese höchstamtliche Verstimmung wich bald einer Verzückung: in seinem ersten Jahresbericht versuchte sich Hoogen als Möchte-gern-Zensor der Publikationsmittel, denen er mangelnde Objektivität und fehlendes Wohlwollen gegenüber der Bundeswehr vorwarf. Neben der vom Problemherd ablenkenden Akzentverschiebung von der Bundeswehr auf die Massenkommunikationsmittel verdienen die Begleitumstände bei der Abfassung des Berichtes besondere Aufmerksamkeit. Sie führten schließlich zu spektakulären Rücktritts- bzw. Versetzungsgesuchen von vier höheren Beamten aus der neunköpfigen Dienststelle des Wehrbeauftragten. Die Institution also, die die Einhaltung der Grundsätze der Inneren Führung überwachen und kontrollieren soll, wäre beinahe selbst am Schwund eben dieser offiziellen Führungsmaximen am eigenen Ort zerbrochen.

Wehrbeauftragter mit Gnadenfrist

Würde der Wehrbeauftragte den ihm vom Parlament gestellten Ukas ernst nehmen, das heißt, registrierte er nicht nur die bei großen Teilen des Unterführercorps herrschende Aversion gegen die Baudissinschen Grundsätze des Staatsbürgers in Uniform, sondern monierte er auch die schleppende Anerkennung der Leitgedanken der Inneren Führung durch viele Vertreter der oberen militärischen Führung, so zöge er den konsequenten reichen Unmut vieler mächtiger Traditionalisten auf sich, die diesen „parlamentarischen Spitzel" ohnehin als lästigen Störenfried ihrer antiquierten Geschäfte betrachten. Der gegenwärtige Wehrbeauftragte hat es seinem Vorgänger, dem ehrenwerten enfant terrible Heye zu verdanken, daß sein Amt als Hilfssheriff soldatischer Demokratie nur als Resultante eines kühnen Balanceaktes zwischen der noch dominierenden Gruppe der Traditionalisten und dem kärglichen Häuflein der liberalen Utilitaristen innerhalb des Verteidigungsministeriums noch arbeitsfähig ist, wobei das Gleichgewicht so unstabil ist, daß der Wehrbeauftragte ständig der Gefahr ausgesetzt ist, in den rechtskonservativen Abgrund abzustürzen. Daher ist Mittelmäßigkeit das Maß aller Dinge der Amtsführung des Wehrbeauftragten. Admiral Heye mußte spüren, was es heißt, ohne parteipolitische Hilfestellung am Hochreck konstruktiver Kritik zu turnen.

Innere Führung – ohne die militärische Führung?

Am 23. Juli 1955 wurde durch ein Bundesgesetz der Personalgutachterausschuß gegründet, dessen Hauptaufgabe in der Prüfung der politischen und persönlichen Qualifikation von Berufsoffizieren mit dem Mindestdienstgrad eines Obersten bestand. Trotz der mangelhaften Testmethoden, trotz der Tatsache, daß alle Unteroffiziere und sämtliche Offiziere vom Leutnant bis zum Oberstleutnant von dieser Instanz unbehelligt in die Bundeswehr eintreten konnten, glaubte die damalige Bundesregierung in ihrer Glaubensstärke, ihre Schuldigkeit gegenüber der Demokratie getan zu haben. Die Tätigkeit dieses sogenannten Personalgutachterausschusses beschränkte sich aber auf die Rolle der institutionalisierten Scheingarantie für die von den Alliierten geforderte Durchsetzung der Richtlinien der Inneren Führung.

Neben den zahlreichen Raubtypen des Unterführercorps, die „die Masche der Inneren Führung" intellektuell gar nicht zu erfassen vermögen, verstoßen selbst oberste Repräsentanten gegen den Sinn der von Graf Baudissin u. Co. ausgetüftelten confessio democratica militaris. Dafür einige charakteristische Beispiele:

Wurde die Nagolder Ausbildungskompanie des Oberleutnants Schallwig von höchsten militärischen Stellen ob ihrer Leistung und Disziplin mit Lob und Auszeichnung überhäuft, so wurde sie wenig später, wiederum von Generalen, als „Saustall der Bundeswehr" abgestempelt. Hier wurde nicht nur eine kleine Stilprobe des vornehmen Casino-Schnorrens geboten, diese Haltung demonstriert auch Wesenszüge der Authoritarian Personality. Herr Schallwig mag gedacht haben: „So ändern sich die Zeiten"! Angesichts des tobenden Ministers und der Presse-Breitseiten ging die verantwortliche Generalität in Deckung. Die Schuldigen wurden am Bodensatz der Militärhierarchie gesucht und gefunden. Interessanterweise bewies gerade der Hauptangeklagte Schallwig während dieses Prozesses nicht nur das, was man gemeinhin Charakter nennt, indem er seine Untergebenen entlastete, sondern auch die Scharfsicht zur Anprangerung des defekten Führungsgebarens. Während die lädierte Generalität von Hinterhalt zu Hinterhalt robbte, geißelte Herr Schallwig in strammer Haltung, die ja auch eine Haltung ist, die korrupte Systemimmanenz. Vergebens! Zur Zeit des Nagolder Dramas, dessen Hauptakteure realiter nie angeklagt wurden, lähmte die publizistische Schockwirkung den gesamten Führungsapparat des Bundeswehrministeriums. Die verwirrten Truppenoffiziere kamen vom Befehlsstudium nicht mehr los, eine Ordre jagte die andere, um vom folgenden Befehl gleich wieder aufgehoben zu werden. Schallwig deckte die anderen, die anderen an der Spitze der Militärhierarchie jedoch deckten sich selbst. In einem anderen Fall hingegen wurde der Grundsatz militärischer Verantwortlichkeit ad absurdum geführt, als der frühere Verteidigungsboß Strauß den Commodore Barth in Sippenhaft nahm, um ihn wegen technischer Fehlleistungen seiner Untergebenen zur Rechenschaft zu ziehen. Oder man erinnere sich an den Major Witte, der wegen seiner sachlich und politisch begründeten Einwände gegen den Entwurf des Bundeswehrbeamtengesetzes von höchsten Vorgesetzten kujoniert wurde.

Selbst Herr von Hassel vergeht sich des öfteren an der gutwilligen, aber wehrlosen Dame Innere Führung, so zum Beispiel, wenn er trotz der fundierten Kritik des Abgeordneten Wienand seine Vorliebe für den Unglücksraben F 104-6 zu verteidigen sucht.

Die genannten und viele andere Beispiele zeigen, daß mancher Truppenführer auch zu der Fürsorgepflicht gegenüber dem Untergebenen (§ 10 SG) ein besonders delikates Verhältnis hat. Die wiederholte ostentative Verletzung der demokratischen Menschenführung durch hohe Militärs und Beamte entlarvt die lauthals propagierte Innere Führungsdoktrin als Alibiaktion nicht nur in außenpolitischer Hinsicht, sondern auch – angesichts ihrer angeblichen sozialpsychologischen Undurchführbarkeit – als perfide Rechtfertigung zur Beibehaltung traditioneller Ausbildungsmethoden. Die gesamtgesellschaftliche Funktion dieser spätbürgerlichen Armeeideologie ist die eines liberalisierenden Schleiers, der die hierarchisch organisierte Militärgesellschaft mit der formaldemokratischen, noch vom sogenannten Bundeskanzler zu formierenden Zivilgesellschaft versöhnen soll. Die gemeinsame Negation der Prinzipien des Staatsbürgers in Uniform sowohl durch die obere als auch durch die untere militärische Führung vollzieht sich in einem tacit agreement zwischen beiden Führungsebenen. Diese augenzwinkernde autoritäre Komplizenschaft produziert in ihrer Kollaboration des lediglich Verneinenden einen tabuierten Mythos der Kameradschaft.

Autoritäre Geisteshaltung

Aus verständlicher Sorge wird zivilen Soziologen aus bestimmten Schulen die freie Feldarbeit in der Bundeswehr erschwert: auch die naivste Fragestellung würde Symptome radikalautoritärer Bewußtseinsdispositionen signalisieren. Selbst Professor ERIC WALDMAN, dem man mitnichten Antipathien gegen die Bundeswehr unterstellen kann, mußte in einer behördlich genehmigten Untersuchung registrieren, daß 19,5 Prozent der Unteroffiziere, 17,8 Prozent der Feldwebel und 18,3 Prozent aller Offiziere im Rang vom Leutnant bis zum Hauptmann der heutigen Bundeswehr jeden organisierten Widerstand gegen das Hitler-Regime kategorisch ablehnen. Das „Handbuch Innere Führung" kommentiert das folgendermaßen:

„Wer heute die Notwendigkeit und innere Berechtigung des 20. Juli nicht bejaht, kann nicht qualitativ unterscheiden zwischen Pankow und Bonn" (S. 85, 3. Auflage 1964), womit implizit und ex cathedra behauptet wird, daß fast ein Fünftel der genannten Berufssoldaten der Bundeswehr sich in der Himmelsrichtung irren, was für jeden Infanteristen ein peinlicher Fehler ist. Diesen Syllogismus kann man gar nicht weiterdenken, weil man ihn nicht weiterdenken darf, was ja wiederum logisch ist.

Das Problem der Inneren Führung wäre längst gelöst, wenn der Bundeswehr die deutschen Kaiser des Mittelalters als Vorbilder dienstlich verordnet würden, wie es ein Oberstleutnant Schirmer kürzlich in einer offiziösen Bundeswehrzeitschrift vorschlug. Und von einem Offizier wird ja verlangt, daß er sich etwas dabei denkt, wenn er etwas sagt oder gar schreibt! Auch die Ansichten des Majors im Generalstab Winno von Löwenstern sind wohltuend und herzerfrischend ehrlich.

Herr Major werten die Institution des Wehrbeauftragten als Beweis für das Mißtrauen gegen die Bundeswehr und sprechen der Inneren Führung das Kompliment aus, daß in der Bundeswehr nichts reformiert worden sei, wenn man von der Abschaffung des Hitler-Grußes absehe. Diese geistigen Ejakulationen schlugen sich im „Rheinischen Merkur" nieder, der doch bestimmt kein Witzblatt ist. Auch blieben diese Thesen monatelang unwidersprochen. Das war selbst dem konservativen Professor Möbus zu viel, doch bald darauf starb er ja wie ehemals Wolfgang Döring am Herzinfarkt.

Ein weiteres Syndrom autoritärer Hobbies bildet die Allergie gegen jedwede Kritik, der die Kritisierten dann immer die Konstruktivität abzusprechen pflegen. Ein Major der Bundeswehr, bis jetzt ohne Generalstabsrang, verübelte einer politischen Studentengruppe eine Annonce in der doch bestimmt seriösen FAZ, durch die ein General für einen öffentlichen Vortrag über wehrpolitische Fragen gesucht wurde. Herr Major beklagte, daß die Presse des anderen Staates, der ja, weil nur ein sogenannter, keiner ist, diesen Fall propagandistisch ausgeschlachtet habe. Der Adressat dieses Tadels war nun aber nicht die in diesem Falle *universitätsscheue Generalität, sondern die betreffende Studentengruppe. Jeder Kritiker wird als Mitläufer des Totalitarismus verleumdet, womit der Kritisierte sich selbst dieser Geistesrichtung einreiht. Tragisch allerdings ist, daß die erforderliche Kritik an Institutionen der Demokratie vielfach de facto den Gegnern jeder Demokratie willkommen ist. Aber ist denn Schweigen die angebrachte Alternative?

Vielfach beweist erst die Reaktion des Kritisierten die sachliche Adäquanz der Kritik. So bestätigte der Generalinspekteur der Bundeswehr, Trettner, durch sein hysterisches Pathos („Stunde der Anfechtung") die Substanz der vom damaligen Wehrbeauftragten Heye geäußerten Sorgen. Besser konnte der General, der durch die Vorlage der Konzeption eines sogenannten Atomminengürtels seine politische Unreife hinreichend demonstriert hat, die Befürchtungen Heyes nicht verifizieren. Lange wird man Trettner ohnehin nicht mehr in dieser führenden militärischen Position verantworten können.

Nüchternheit wäre besser

Die militärische Führung geniert sich, die ohnehin nur begrenzt realisierbare These vom „Staatsbürger in Uniform" in ihrer guten Einfachheit zu interpretieren und kodifizieren, damit gäbe sie nämlich selbstredend zu, daß vieles Selbstverständliche eben noch nicht selbstverständlich ist. Die nützliche Kernthese vom uniformierten Staatsbürger wird durch Mystifikationen und protzende Schnörkel vom humanen und sozialpsychologischen Auftrag zum schöngeistigen und pseudo-religiösen Gewäsch pervertiert. Der am 1. Juli 1965 vom Verteidigungsminister unterschriebene Traditionserlaß faselt in militärisch knapper Form von den „Grundhaltungen, auf die es für den Soldaten ankommt", wie folgt:

„Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit – Achtung vor der Würde des Menschen – Großherzigkeit und Ritterlichkeit – Kameradschaft und Fürsorge – Mut zum Eintreten für das Rechte – Tapferkeit und Hingabe – Gelassenheit und Würde im Unglück und Erfolg – Zurückhaltung in Auftreten und Lebensstil – Zucht des Geistes, der Sprache und des Leibes – Toleranz, Gewissenstreue und Gottesfurcht."

Es wäre billig, hier noch mit rationalen Argumenten ansetzen zu wollen.

Wo bleiben s a c h l i c h e Anleitungen für den gutwilligen, durchschnittlichen Unteroffizier und Offizier der Bundeswehr? Wie soll er im vielfachen Gewirr der Verwechslung von Voraussetzung und Ziel eines idealen Menschenführers und in der Fülle der ihn ermüdenden Banalitäten (als Fazit aller Ausführungen definiert das Handbuch Innere Führung das Wesen der IF wie folgt: 1. Zeitgemäße Menschenführung, 2. Geistige Rüstung!") einen Maßstab zur Rekrutenausbildung gewinnen? Er kann es nicht. Die Folge ist, daß das diffuse Potential pseudopsychologischer Leitsätze von eifrigen und naiven Leuten wie Raub willkürlich interpretiert wird.

Mehr denn je verlangt die brutale Fatalität der atomaren Kriegführung eine Verringerung der Diskrepanz zwischen dem materiellen Auftrag des Soldaten und dem gängigen Ideologiebrimborium seiner angeblich immateriellen Verpflichtung gegenüber irgendwelchen transzendentalen Institutionen. Letzteres vernebelt die profane Wirklichkeit einer modernen Armee. Eine wohlverstandene Fürsorgepflicht gegenüber dem Untergebenen müßte sich das lügnerische Gerede verbitten, wonach der Sinn des Soldatenseins in der Verhinderung eines potentiellen Krieges bestünde. Die Beteuerung einer vorgegebenen soldatischen Friedensmission verdrängt nicht nur das Wesen militärischer Existenz aus dem Bewußtsein, das heißt, der Untergebene wird nicht nur verdummt, schlimmer gar: die militärische Führung erhebt damit Anspruch auf etwas, was im demokratischen Staat der politischen Führung vorbehalten bleiben muß. Die Verhinderung des Krieges kann nur Aufgabe der Politik sein, der unmittelbare Auftrag des Soldaten hingegen besteht in der Vorbereitung auf Töten und Vernichten; nur in der instrumentalen Verbindung mit dem Primat der Politik und nur in der Respektierung dessen durch das Militär kann eine Armee als i n d i r e k t e Kriegsprophylaxe sich gerieren. In einer perfekt armierten Welt können u n t e r U m s t ä n d e n Bereitschaft und Fähigkeit zum Töten den heißen Frieden bewahren, eine Verwechslung jedoch innerhalb dieses Kausalverhältnisses ist unredlich. Die Pflicht der Inneren Führung wäre die Desillusionierung des soldatischen Geschäftsganges, dem ein Staat, dessen Soldaten als Friedensengel gefeiert werden, flirtet sozialpsychologisch mit dem Krieg. Mit dem Abschmecken dieser die Verwaltungsjuristerei transzendierenden Ingredienzen der Inneren Führung wäre der jetzige Wehrbeauftragte offenbar überfordert, er könnte sich allenfalls den Mund verbrennen. Und das möchte er bestimmt nicht. Notabene: von Hassel dixit: „Sachkundige Kritik und ein immer wieder neues Durchdenken der Probleme sind geradezu ein Element der Inneren Führung".

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Maximilian L. Klawuttkas

Kleines Organon für FAZ-Leser

5. und letzte Folge: „Wir sind für Freiheit aber . . ."

Die „Frankfurter Allgemeine Zeitung", ein Bürgerblatt von beachtlichem Niveau, krankt, wie wir zeigten, an einem Widerspruch: sie mischt Objektivität und Parteilichkeit auf unverträgliche Weise.
Wie leidenschaftlich die FAZ, bei allem Streben nach unparteilicher Sachlichkeit, engagiert ist, wollen wir ein letztes Mal beweisen, indem wir wieder, angeregt durch die stilkritischen Glossen der FAZ selbst, gewisse Sprach- und Denkfiguren aufzeigen.
Die seriöse FAZ bekennt sich zu ihrer Eigenschaft als Kampfblatt, wenn sie grob polemisiert. Wann tut sie das? Die FAZ schimpft

■ nicht nur auf sowjetische Stimmen zur Deutschlandfrage („. . .Standardphrase . . ." — Nachrichtenteil vom 20. Oktober 1964 —; „Breschnew . . . sang das alte Lied . . ." — Nachrichtenteil vom 25. Oktober 1965 —), sondern auch

■ auf Leute wie Niemöller, die es wagen, als Nichtkommunisten die Außenpolitik unserer Parteien grundsätzlich in Frage zu stellen (Niemöller „glaubte", sich mit seinem Vorschlag einer Stimmenthaltung bei den Bundestagswahlen „interessant machen zu können" — Kommentar vom 31. Dezember 1964),

■ auf englische Atomwaffengegner (Anarchismus gehört „in das Gesamtbild der Kernwaffengegner, ihres romantischen Nihilismus, ihres intoleranten, fanatischen Besserwissens" — Auslandsbericht vom 8. Mai 1963),

■ auf oppositionelle Demonstranten in Portugal („agile junge Radaumacher" — Auslandsbericht vom 30. Mai 1962),

■ auf persische Studenten, die durch einen Hungerstreik auf die „Rechtsprechung" in einem Teheraner Geheimprozeß aufmerksam machen wollten (da erschien es der FAZ „sinnvoll, die in unserem Land so knappen Studienplätze Studenten zu geben, denen neben einem umfänglichen Demonstrationsprogramm und einem ausgiebig gepflegten Privatleben noch ein bißchen zum Studieren bleibt" — Kommentar vom 4. November 1965). Die seriöse FAZ schimpft nicht nur darüber, daß AStA-Vertreter der Freien Universität eine Vietnam-Erklärung des möglicherweise der SED nahestehenden „Ständigen Ausschusses für Frieden, nationale und internationale Verständigung" unterschrieben haben (die Unterschrift unter dieses „Pamphlet" wird bereits in der Überschrift der FAZ-Meldung als „törichte Unterschrift" gekennzeichnet — Nachrichtenteil vom 25. August 1965), sondern die FAZ schimpft auch auf

■ Kabarettisten wie Sammy Drechsel und Wolfgang Neuss („Wenn Leutchen, die durch ihr keckes Mundwerk ergötzen, sich selber strafen wollen, wer wird sie daran hindern?" — Kommentar vom 3. Januar 1966),

■ auf afrikanische Rhetorik („Unbekümmert um Logik, um Fakten und um Fairness hat afrikanische Rhetorik zwei Tage lang den dichtgefüllten Saal des Sicherheitsrats durchbraust" — Nachrichtenteil vom 14. Dezember 1964),

■ auf Planwirtschaft („Mit wachsendem Entsetzen sieht man aber jetzt wie die neue Labour-Regierung einen sozialistischen Ladenhüter nach dem anderen aus der Versenkung herausholt, Museumsstücke aus der Vorderlader-Ära des marxistischen Waffenarsenals . . . Man huldigt weiter den Götzen aus dem Bannkreis von Marx . . . Staatsjoch . . . Eintopf . . . Methoden aus der Mottenkiste der Planwirtschaft . . ." — Leitartikel vom 23. November 1964),

■ auf das wirtschaftspolitische Konzept der IG Metall („dessen Grundsatz nach wie vor auf die Überwindung der freiheitlichen Ordnung zielt" — Leitartikel vom 10. September 1962),

■ auf Minister Bucher, als er erwog, DDR-Bürgern dadurch Besuche in West-Berlin zu ermöglichen, daß man garantierte, diese nicht als Flüchtlinge nach Westdeutschland auszufliegen („Dreigroschen-Dialektik" — Kommentar vom 27. Januar 1964),

■ aber auch auf „Zweigroschenblättchen" (als es in Hamburg zum politischen Strafprozeß gegen die Zeitschrift „Blinkfüer" kam, nahm die FAZ das Urteil vorweg, indem sie diese Publikation „Zweigroschenblättchen", ein „recht obskures Druckerzeugnis" und schon in der Überschrift ein „pseudopolitisches Wochenblättchen" nannte — Nachrichtenteil vom 9. Oktober 1963).

Will die „Frankfurter" (sie kostet im Einzelhandel 4 Groschen) zur Wachsamkeit gegenüber einzelnen Persönlichkeiten aufrufen, so definiert sie diese als „Linksradikale", so Mitterrand (19. November 1965) und den englischen Minister Greenwood (14. Dezember 1964); doch es genügt auch folgende Vorstellung: „Innenminister Tsirimokos, der im Ruf linksextremer Neigungen steht" (19. Juni 1965) oder Professor Aybar von der türkischen Arbeiterpartei, „dem ausgesprochen kommunistische Neigungen mindestens nachgesagt werden" (15. März 1965).

Auch die englische Gewerkschaft der Kino- und Fernsehtechniker steht unter „linksextremer" Führung. Wieso? Sie forderte den Abzug aller ausländischen Truppen aus Vietnam (25. August 1965).

Ist in der westlichen Welt ein Malheur passiert, wird die „Frankfurter" den Schaden zu bessern wissen durch Begütigung und Verschleierung. Im folgenden führen wir vor, mit welchem Geschick die FAZ Auffangpositionen baut, wenn ein Gefecht verloren zu gehen droht.

■ Als die Plazierung atomarer Minen an der „Zonengrenze" erwogen wurde, beschwichtigte die FAZ die beunruhigte Bevölkerung mit den vordergründigen Überschriften: „Bonn will glaubwürdig Abschreckung. Auch beim Gedanken an Atomminen steht der Bevölkerungsschutz im Vordergrund" (Nachrichtenteil vom 18. Dezember 1964).

■ Nachdem nationalistische und mohammedanische Gruppen in Indonesien in den letzten Monaten einen ungeheuerlichen Massenmord an Kommunisten begangen haben (westliche Diplomaten schätzen die Zahl der bei dieser Menschenjagd Ermordeten auf 100 000 bis 200 000, nach einem Bericht der ZEIT vom 21. Januar 1966), schrieb Adalbert Weinstein von einem „Aufstand gegen die Kommunistische Partei Indonesiens", von „Kampf", „Feldzug", „Gegenschlag". (Auslandsbericht vom 31. Dezember 1965.)

■ Nachdem der marokkanische Innenminister General Oufkir, dessen Polizei schon seit Jahren in Zusammenhang mit Folterungen politischer Gefangener genannt wird, des Mordes an Ben Barka bezichtigt wurde, nannte ihn die FAZ einen „resoluten Diener" König Hassans (Bildunterschrift vom 27. Januar 1966).

■ Als der leukämiekranke Psychiater Dr. Soblen (der von den Sowjets auf Grund der Tatsache, daß seine Verwandten in der Sowjetunion lebten, zur Spionage gepreßt und, ertappt, von den Amerikanern zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt worden war) vor seiner Auslieferung nach Amerika den Freitod wählte, versicherte die FAZ, „niemand" werde den Fall „mit dem Beiwort ‚tragisch' in schiefe Beleuchtung rücken".

■ Als sich in England über hundert Labour-Abgeordnete und einige konservative Zeitungen für politische Gefangene in Griechenland einsetzten, stellte die FAZ klar, daß über die „kommunistische Inspiration" der „Propagandaaktion" kein Zweifel bestehe.

■ Als amerikanische Studenten gegen die Folterpraxis auf seiten der „freiheitlichen" Truppen im Vietnamkrieg protestierten, lautete der tadelnde FAZ-Bericht aus USA: „. . . immer wieder war von ‚unseren' Folterungen, selten von denen der Vietcong die Rede" (19. Mai 1965).

■ Als der italienische Verleger Einaudi, Verleger auch eines Buches mit „Gesängen des neuen spanischen Widerstands", keine Genehmigung zur Einreise nach Spanien erhielt, schrieb die FAZ: „Das Buch hatte auf uns eine unbeabsichtigte Nebenwirkung; es liefert zur Verschönerung unseres Feierabends die Notierung spanischer und südamerikanischer Melodien . . ." Und: „Die Frage ist, warum Herr Einaudi sich beklagt. Wenn Herr Franco so wäre, wie die einfachen Liedchen ihn apostrophieren, dann mußte er Herrn Einaudi aussperren . . . Also geht doch alles in Ordnung. Doch Spaß beiseite: wir sind für Freiheit, aber auch für Verständnis bestimmter nationaler Reaktionen." (Kommentar vom 17. Januar 1963.)
Wer darf außer Franco hoffen, von der FAZ verteidigt zu werden? Als sich für Goldwater Siegeschancen zeigten, schwenkte die wendige Zeitung sofort auf die neue Richtung ein: Goldwater als „präfaschistische Erscheinung hinzustellen", sei „weder witzig noch kenntnisreich". „Die verbündeten Länder brauchen vor Goldwater nicht zu erschrecken" (Kommentar vom 1. August 1965, Leitartikel vom 17. Juni 1964).
Wenn Salazar „die Opposition in einem ironischen Spielraum zwischen Demokratie und Diktatur zappeln läßt, finden das viele Leute langweilig oder gar unerträglich. Die Freunde und Verbündeten Portugals können nur hoffen, daß niemand aus Überdruß auf Salazar oder das, was er im guten Sinne darstellt, schießen wird. " (Leitartikel vom 8. Januar 1962.)
Daß der Präfaschismus Goldwaters witzig, die Repression in Portugal langweilig sei, hatte zwar niemand behauptet, aber die FAZ nutzte auch solche entlegenen Chancen, ihren Ruf als partiell polemisches Organ zu festigen.
Wenn unsere FAZ-Serie das Gespür dafür geschärft hat, wie im sprachlichen Ausdruck sich die ideologischen Prämissen gewisser FAZ-Mitarbeiter verraten, dann war sie nicht umsonst.
Auch haben wir keineswegs die Hoffnung aufgegeben, daß durch konsequente Entlarvung des scharfmacherischen Elements in der FAZ ihr liberales und demokratisches Potential gestärkt werden könnte. Denn, und nun kommen wir zum Ausgangspunkt unserer Untersuchungen zurück: die FAZ ist eine der besten deutschen Zeitungen. Wer über Ideologie und Wirklichkeit in der Bundesrepublik etwas erfahren will, sollte sie täglich lesen, und zwar genau.

politische bücher

Tod eines Schriftstellers

James Burnham: „Begeht der Westen Selbstmord?" Econ Verlag Düsseldorf, 360 Seiten, Leinen, DM 19,80.

Die Ideologie des Westens (falls man Antikommunismus als eine solche begreift) durchgängig als Liberalismus zu fassen, ist eine zweifelhafte Angelegenheit, es sei denn, man subsumiert, wie James Burnham in seinem sich ideologisch-kritisch gebärdenden Buch, „Begeht der Westen Selbstmord", unter diesem Begriff sämtliche Theoreme, die sich weder als faschistisch noch als kommunistisch katalogisieren lassen. Burnham, nicht etwa ein kauziger Außenseiter, sondern anerkannter Professor der Philosophie und Soziologie an der Universität New York, sieht im „Liberalismus" den Angelpunkt für angeknackte westliche Positionen in den blockfreien Staaten.
Der Liberalismus als Syndrom beschrieben, aus neunzehn Elementen sich zusammensetzend, die eines wie das andere, laut Burnham, den Untergang „westlicher Zivilisation und ihrer Gesellschaftsformen" vorantreibten. Als Beweis für die Unhaltbarkeit der liberalistischen Auffassung, daß gesellschaftliche Mißstände auf Unwissenheit und Irrationalität gründen, weiß der Professor anzuführen: „Deutschland war das schreib- und lesekundigste Land und brachte einen Hitler und die Gaskammern hervor. Die Russen wappnen sich für ihren Kampf um die totale Weltherrschaft, indem sie ihrem früher analphapetischen Volk eine immer bessere Ausbildung ermöglichen. Lenin und seine engsten Gesinnungsgenossen, Goebbels Göring, Heß, Schacht, wenn nicht gar Hitler selbst, Klaus Fuchs und Alger Hiss, Zehntausende von Verrätern, eine Million Selbstmörder, viele zehn Millionen Neurotiker — sie alle waren Männer von guter Bildung und Erziehung."
Auch soziale Gesetzgebung und die Gewerkschaften fallen unter besagtes Syndrom. Burnham glaubt, daß „rücksichtslose Ausbeutung" dem „fleißigen mittelalterlichen Knecht" ein Lebensminimum garantiert, um das die Gewerkschaften mit ihren Forderungen nach höheren Löhnen ihn auch noch bringen — weil er dann entlassen wird.
Die Außenpolitik sieht Burnham unter dem Zeichen „allumfassender Gewaltanwendung". Er wirft der Regierung vor, daß ihr Kriegsengagement „ausreicht, um das Land in permanentem Aufruhr zu halten und dafür zu sorgen, daß viele Menschen getötet werden, es reicht aber nicht aus, den Kommunismus zu besiegen". Und weiter heißt es, mit dem Blick auf „Vietnam: „Macht müßte viel besser und angemessener eingesetzt werden, als es der Fall ist." Burnham entwickelt eine „Dialektik des Liberalismus" die in dem Widerspruch zwischen Freiheits- und Gleichheitsprinzipien und ihrer Realisierung besteht, welche einen Zusammenbruch (und hier hat Burnham recht), des westlichen Systems nach sich ziehen würde. Aber nicht, wie sich das der antidemokratische Spenglerismus Burnhams vorstellt.
Auch John F. Kennedy hätte sich von Burnham belehren lassen müssen. Als er sagte: „Wir haben die Mittel und wir haben die ausreichende Kapazität, um den Hunger vom Antlitz dieser Erde verschwinden zu lassen", redete er — laut Burnham — in „nichts weiter als ideologischen Klischees". Denn: „wie sollen Indien, Pakistan und China zu Kunstdüngerfabriken kommen können?" Ein Problem, das auch ein Soziologieprofessor nicht zu lösen imstande ist.

Y. H.

Noch ist es keine Schande, wenn man Bild und Text von Gugel's tief. psych. Studie nicht kennt. Schlimmer, wenn man von Kunst nur das BlaBla hört und von Technik nichts weiß. — Ihr Buchhändler zeigt Ihnen gern: Fabius von Gugel, Aschen-Brödel (siehe Bild). Hofstätter, Geschichte der Kunst und der künstl. Techniken (auf das „und" kommt es an!) Auch wir (Heinz Moos Verlag, 8 München 2, Roßmarkt 4) senden Ihnen gern Prospekte.

citroën 2cv

Robust, verläßlich, in der ganzen Welt bewundert: CITROËN 2 CV, der sichere Kleinwagen mit dem hohen technischen Niveau aller CITROËN-Automobile.

citroën

Neuwagen – Gebrauchtwagen – Ersatzteile – Kundendienst

AUTOHAUS GOLDBACH

Frankfurt am Main

Mainzer Landstraße 151-153 – Telefon: 33 51 67 - 33 50 31 - 33 67 98

2 CV-Spezial-Werkstatt: Raimundstraße 100

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Die Zweieinhalb-Groschen-Oper

Ein Trauerspiel in mehreren Akten

Dargestellt von den Komödianten des Verbandes Deutscher Studentenschaften

Die Reformvorschläge der außerordentlichen VDS-Mitgliederversammlung bezogen sich auf Gliederung und Aufbau des Verbandes sowie auf die fachliche Arbeit der Studentenschaft.

Die Mitgliederversammlung entschied sich für eine Vergrößerung und Kompetenzausdehnung des Delegiertenrates, der während eines Geschäftsjahres die Rechte der Mitgliederversammlung wahrnimmt. Die Neuregelung soll gewährleisten, daß die einzelnen Studentenschaften stärker an der laufenden Arbeit des Verbandes beteiligt werden und die Verbandsspitze kontinuierlich beraten können.

Die Mitglieder entschieden sich ferner dafür, die fachlichen Belange noch mehr als bisher in den Mittelpunkt der studentenschaftlichen Arbeit zu stellen. Die Fachverbände des VDS erhalten in Zukunft mehr Möglichkeiten zur Einrichtung von Expertenkommissionen und der Kooperation. Die studienbezogene Arbeit wird demnächst durch ein weiteres Vorstandsmitglied vertreten. Die Geschäftsstelle soll diesen Anforderungen entsprechend verstärkt werden.

Mit diesen Beschlüssen wurde in der Mitgliederversammlung zwischen beiden Seiten weitgehende Einigung erzielt. Die Studentenparlamente, die ihren Austritt angekündigt haben, werden nun in den nächsten Wochen ihre Stellung zum VDS überprüfen. Von einzelnen Delegierten wurde bereits mitgeteilt, daß mit einer Zurücknahme des Austrittsbeschlusses zu rechnen sei.

Vorspiel

Der bis dahin renommierte und nach demokratischen Prinzipien aufgebaute VDS lehnt auf seiner 16. ordentlichen Mitgliederversammlung im März 1964 in Frankfurt unter seinen Vorsitzenden Lothar Krappmann, Theodor Jüchter, Hans Dieter Friedt und Ignaz Bender den Antrag eines Mitgliedes ab, die „Struktur" des Verbandes zu ändern. Weiterhin wählt die Mitgliederversammlung in der Frankfurter Mensa zu neuen Vorsitzenden nicht zwei von Köln vorgeschlagene Kandidaten, sondern Emil Nutz und Peter Nölle.

Thema: Warte nur ein Weilchen

1. Akt

Ort der Handlung ist das Kurfürstliche Schloß zu Mainz, bekannt als Tagungsstätte der Mainzer Narren; hier tagt die 17. ordentliche Mitgliederversammlung des VDS. Nach verschiedentlichen Satzungsänderungen wird der Haushalt für das Geschäftsjahr 1965/66 mehrfach beraten. Da auch durch nächtelanges fleißiges Debattieren das verfügbare Geld nicht vermehrt wird, beschließt man einen „Rumpfhaushalt" und vertagt sich auf Mitte Juli mit dem Versprechen, bis dahin in den örtlichen Studentenparlamenten eine Beitragserhöhung von bisher 1,10 DM um zweieinhalb Groschen zu erreichen.

Arie: Der Geist der Narren weht mich an

Der Vorsitzende Emil Nutz wird sachlich nicht entlastet. Zu neuen Vorsitzenden werden Uwe Janssen, Eberhard Diepgen und Hans Bartels gewählt.

2. Akt

Die Studentenschaft der Universität Köln erklärt überraschend ihren Austritt aus dem VDS zum 31. März 1965 durch ihren damaligen AStA-Vorsitzenden Wulf Preising (der Austritt wurde später vom Parlament gebilligt) und entzieht dem Verband damit rund 40 000 Mark an Beiträgen.

Arie: Das habt ihr nun davon (Untertitel: Wir bauen uns ein Klubhäuschen)

Arie des VDS-Vorstandes: Denn spielt mal schön alleine (Untertitel: Das ganze Geld ist futsch)

3. Akt

Ort der Handlung ist die Mensa der Universität Hamburg, wo die bereits angekündigte außerordentliche Mitgliederversammlung stattfindet. Zunächst wird dort der Vorstand des Jahres 1963/64 (siehe Vorspiel), der in Frankfurt für den sachlichen Bereich mit Dank und Anerkennung entlastet worden war, nach heftigen Debatten auch finanziell „mit scharfem Verweis" entlastet.

Arie: Hätten wir doch das Geld vergraben

Im zweiten Teil wird abermals die Satzung des Verbandes geändert und gleichzeitig die erste große „Struktur"-Debatte geführt. Vieles wird geändert und verbessert: Verstärkte Möglichkeit die Verbandsarbeit zwischen den Mitgliederversammlungen durch deren Vertretungsorgan, den Delegiertenrat zu überwachen. Bessere Finanzkontrolle des Vorstands und Neuordnung der Geschäftstelle. Stärkung der Fachverbände als fachliche Vertretung der im VDS repräsentierten Studenten.

Arie: Hoch lebe der Hochschulausschuß

Im dritten Teil folgt dann die Erhöhung des Beitrags um 25 Pfennig pro Student und Semester zusammen mit der Verabschiedung des Haushaltsplanes. Lediglich Mainz und Gießen melden Bedenken an.

Chor: Wohlan, lasset uns neu beginnen

4. Akt

Ort der Handlung sind verschiedene AStA-Stuben, Hintertreppen und verräucherte Parlamentssitzungen, sowie die verstaubten Gehirne von einigen Funktionären. Hier entstehen Gedanken, die dann dort vorgetragen und erörtert werden. Nachdem der Kölner AStA-Vorsitzende Klaus Läpple in Hamburg recht zufrieden war und baldige Rückkehr in den Verband in Aussicht stellte, folgt mit neuem Überraschungseffekt die vorsorgliche Kündigung von der Universität Mainz. Es folgen rasch und behende die Studentenschaften der Universitäten Würzburg, Erlangen-Nürnberg, Gießen, Münster und Hamburg mit einer Austrittserklärung zum 31. März 1966, für den Fall, daß ihre Wünsche nicht befriedigt werden. Erneut also wird „Struktur" des Verbandes zitiert. Es stört dabei den Ablauf der Handlung nicht, daß die Kritiker zumeist nicht wissen wovon sie reden und sich der Bequemlichkeit halber gleich den inzwischen wieder renitent gewordenen Kölner anschließen.

Selbst das Gießener Parlament, das zunächst ehrlich nur von dem ihm mißliebigen Beitragsbeschluß her gekündigt hatte, fing an von „Struktur" zu faseln.

Chor der Abtrünnigen: Hier stehen wir – wir können auch anders (Untertitel: Geld oder Struktur her)

Arie des Vorstandes: Na dann wolln wir noch einmal (nach einem Motiv aus dem Kaukasischen Kreidekreis)

5. Akt

Ort der Handlung ist die Mensa der Universität Bonn, wohin der VDS-Vorstand eine außerordentliche Mitgliederversammlung einberufen hat. Als Akteure sind angetreten: Die Vertreter von rund 70 deutschen Studentenschaften, darunter auch die Abtrünnigen einschließlich Köln, weiterhin, der Vorstand, Mitglieder der ständigen Ausschüsse und Vertreter der Fachverbände; schließlich die VDS-Vorsitzenden der Gründergeneration. Weitere renommierte ehemalige VDS-Vorsitzende und Funktionäre sprechen zum Tagesordnungspunkt „Situation des Verbandes".

Koloraturarie des Vorsitzenden: Seid einig!

Darauf erfolgt das Bekenntnis einiger Abtrünniger, daß sie die Notwendigkeit eines zentralen Dachverbandes durchaus anerkennen und durch die Austrittsdrohung die anderen Mitglieder nur zu einer „Struktur"-Änderung zwingen wollten.

Chor der Abtrünnigen: Und seid ihr nicht willig, wir brauchen Gewalt (Untertitel: Jetzt aber los mit dem Hick-Hack)

Nach endlosen Stunden kurzweiliger Beratungen, die durch sinnige Zwischenrufe des stellvertretenden Versammlungspräsidenten Gießmann und Zählspiele der Technik (1-2-3-4-5) aufgelockert werden, dazwischen mischt sich noch gedämpfte Karnevalsmusik von einem Faschingsfest einen Stock höher und eine humoristische Einlage einer ortsansässigen Garde, kommt das große Werk durch einen Kompromiß der streitenden Parteien doch noch zum Abschluß.

Der Delegiertenrat hat abermals mehr Macht erhalten, er kann jetzt Vorstandsmitglieder suspendieren. Eine „Fachverbandsrahmenordnung" regelt endlich in vernünftiger Weise die besonders im Hinblick auf die Studienreform wichtige fachliche Vertretung. Um dies zu betonen wird ein weiterer Vorsitzender eingeführt (für Fachverbandsfragen). Woher das Geld für diesen und die Erweiterung der Geschäftsstellen und das Fachverbandsmodell kommt, das wissen die Kölner Heinzelmännchen. Daß der Delegiertenrat auch noch das Recht erhält, Finanzumlagen für alle Studenten beschließen zu können, konnte gerade noch verhindert werden.

Gesamtchor: Freude, schöner Götterfunken (nach der Melodie: Humba Tätärä)

Schlußakt (liegt noch in der Zukunft)

Ort der Handlung wird die Mensa der Universität Heidelberg sein, wo im März 1966 die 18. ordentliche Mitgliederversammlung stattfinden soll. Die Mitglieder werden feststellen, daß sie jetzt zwar eine „Struktur" für ihren Verband haben, aber zu wenig Geld, um diese und die zusätzliche Sacharbeit zu finanzieren.

Erneuter Sprechgesang eines Gründungsvorsitzenden des VDS: Jede Satzung ist so gut, wie die Leute die sie handhaben.

Zwar haben alle Abtrünnigen ihre Kündigung zurückgenommen, aber die Vertreter der Kölner Studentenschaft vergaßen einen Wiederaufnahmeantrag rechtzeitig zu stellen, so kann die Zweinhalb-Groschen-Oper von vorn beginnen.

Schlußgesang: We'll meet again, don't know when (Nach dem Film Dr. Seltsam)

Gerhard-Wolfgang Schellenberg

---

kurz notiert

Studentische Vollversicherung?

Auf ihrer Hauptversammlung am 1. Februar in Berlin haben die Mitglieder der Deutschen Studenten Krankenversorgung VaG. (DVSK) mit großer Mehrheit eine Leistungsverbesserung auf das Niveau der Ersatzkassen mit einer gleichzeitigen Anhebung des Beitrags von bisher DM 21,– auf DM 48,– pro Versicherten und Semester beschlossen. Studenten, die bereits anderweitig sozialversichert sind, können von der vollen Versicherungspflicht befreit werden. Sie werden nur noch einen allgemeinen Semesterbeitrag von DM 5,– zu zahlen haben, der für allgemeine Fürsorgemaßnahmen, Verwaltungskosten und besondere Härtefälle (z. B. psychotherapeutische Behandlung und Zahnersatz) bestimmt ist. Die Regelung soll nach Möglichkeit schon zum Sommersemester in Kraft treten.

Weiterhin wurden die Satzung der DSKV und die Allgemeinen Versicherungsbedingungen in wesentlichen Punkten geändert. Ab sofort können auch rechtsfähige Studentenschaften Mitglieder des Versicherungsvereins werden. Studenten erhielten eine stärkere Stellung in den Organen (Aufsichtsrat wurde um drei und Vorstand um einen Studenten erweitert). Nach den neuen Versicherungsbedingungen sollen künftig auch Examenskandidaten und Doktoranden, die nicht in einem hauptberuflichen Arbeitsverhältnis stehen, versichert werden können. Versicherte Studierende können auch ihre Ehegatten zum gleichen Beitrag versichern lassen, sofern diese kein Arbeitsverhältnis haben, und der Antrag ein Semester nach Eheschließung spätestens gestellt wurde. Kinder sind dann beitragsfrei mitversichert.

Die Vorstellungen der Studentenschaft der Freien Universität Berlin, die Krankenversorgung im Rahmen der allgemeinen gesetzlichen Krankenversicherung zu lösen, konnten sich nicht durchsetzen. Ein entsprechender Beschluß des Konventes der FU beruht auf einem Berliner Sozialgesetz, das im Zuge der Angleichung an die Bundessozialgesetzgebung kaum angewendet werden dürfte. Dieses Gesetz sieht eine Versicherungsmöglichkeit von sozial Schwachen bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) vor, die dann vom Land Berlin bezuschußt wird.

Überdies legt das Gesetz über die Wohlfahrtsbeiträge an der Freien Universität in Paragraph 3 fest, daß als Krankenversicherungsbeitrag für die Studenten der FU derjenige Betrag zu erheben ist, den die Hauptversammlung der DSKV beschließt. Und das werden, vorbehaltlich der Zustimmung des Bundesaufsichtsamtes für das Versicherungs- und Bausparwesen in Berlin, in Zukunft DM 48,– im Semester sein. Sb

Mensastreik in Aachen

Einen Mensastreik, zu dem das Studentenparlament aufgerufen hatte, führten die Studenten der TH Aachen am 27. Januar 1966 durch. Statt der sonst weit über 3000 Mahlzeiten konnten nur fünf an den Mann gebracht werden. Der Streik war ein Protest gegen die Erhöhung des Preises für ein Essen von einer auf 1,40 DM bei gleichbleibender „Qualität" und Menge.

info

Bundesregierung nominiert ihre Vertreter für den Bildungsrat

In der Kabinettssitzung vom 2. Februar ist die Zusammensetzung der Regierungskommission für den Deutschen Bildungsrat festgelegt worden. Die Bundesregierung wird in dieser Kommission durch die Bundesminister des Innern, der Wirtschaft, der Familien- und Jugendfragen sowie Wissenschaft und Forschung vertreten sein, also insgesamt vier Ressorts. Die Bildungskommission und die Regierungskommission zusammen bilden den Bildungsrat, der ja schon gegründet worden ist. Das Abkommen über die Errichtung des Deutschen Bildungsrats ist am 15. Juli 1965 geschlossen worden und sah eine Bildungskommission vor. Jede dieser Kommissionen hat 18 Mitglieder, und zwar stellt in jeder Kommission vier Mitglieder der Bund und 14 Mitglieder die Länder. Bei den Ländern ernennt jedes Land von diesen 14 Mitgliedern elf Mitglieder, und drei weitere Mitglieder werden auf Vorschlag der kommunalen Spitzenverbände ebenfalls von den Ländern benannt. -bu

Deutsche Bundesbahn befürwortet Fahrgeldfreiheit für Studenten

In einem Schreiben an den Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) bringt die Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbahn die Erwartung zum Ausdruck, daß „die Bundesländer als Träger der Kulturhoheit ihre Bemühungen intensivieren, neben der Schulgeld- und Lehrmittelfreiheit auch die Fahrgeldfreiheit für Schüler und Studenten zu garantieren".

Gleichzeitig teilte die Bundesbahn mit, daß die durchschnittlichen Kosten bei den Schülerzeitkarten von 1,27 Pfennig je Kilometer auf 2,25 Pfennig erhöht würden. Damit betrage die durchschnittliche Ermäßigung immer noch 74 Prozent. info

Neue Honnef-Richtlinien

Zum Jahresbeginn hat das Kultusministerium die neuen Richtlinien für das Honnef-Stipendium erlassen. Die wesentlichen Bestimmungen lauten:

1. Als Eignungsvoraussetzung für die Antragsförderung gilt grundsätzlich die Zulassung zum Studium.

2. Einheitliches Stipendium mit einem Höchstbetrag von 290,– DM monatlich (seit 1964 250,– DM).

Die Förderung besteht teils aus Stipendien, teils aus langfristigen und zinslosen Darlehen, um die Studenten an den Kosten und an dem Risiko ihres Studiums in zumutbaren Grenzen zu beteiligen. Das Darlehen beträgt bis zu 2500,– DM und wird gekürzt um den 1500,- DM übersteigenden Betrag, wenn der Geförderte nachweist, daß er die Abschlußprüfung bestanden oder es nicht zu vertreten hat, daß er die Prüfung nicht abgelegt oder nicht bestanden hat.

4. Als Jahresfreibeträge werden zugrunde gelegt:

Für die Eltern der Studenten 8400,– DM

für den alleinstehenden Unterhaltsverpflichteten oder den Ehegatten des Studierenden 5400,– DM

für jedes unversorgte Kind des Unterhaltsverpflichteten (nicht einbezogen die studierenden Kinder) 2640,– DM.

Daneben können außergewöhnliche Belastungen berücksichtigt werden.

Die Förderungsdauer schwankt zwischen 7 und 13 Semestern je nach Studienfach: Pharmazie wird als kürzestes und Chemie als längstes Studium bewertet. Die Förderung kann unter bestimmten Voraussetzungen für Auslandsstudien gelten und endet mit dem Schlußexamen. Auch ein Zweitstudium kann mit Zustimmung des Förderausschusses der Hochschule ausnahmsweise gefördert werden. Anträge sind beim örtlichen Studentenwerk einzureichen. Die Verantwortung für die Durchführung der Studienförderung trägt die Hochschule.

km/J. S.

Akademischer Bootsclub Frankfurt

- **mit eigenem Motorboot nimmt noch einige Studenten auf**
- **Gelegenheit zum Erwerb des Motorboot-Führerscheins Fahrten auf Main und Rhein. Meinungsaustausch, Kontakt und geselliges Beisammensein**

Nähere Auskunft: **DR. ERNST · FRANKFURT/MAIN · TEL. 64143**

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Bochum: Neue Universität auf alten Holzwegen

Indizien -
vor Ort gefördert
und dem
geneigten Leser vorgezeigt
von Raoul D. Huebner

Im Herzen des Reviers liegt die werdende Ruhr-Universität nur in der Rhetorik ihrer Förderer. Geographisch hält sie sich eher in Lendengegend, verheißungsvoll, verkehrlicher Anbindung harrend. Glücklich außerhalb des zum Gruseln so bezeichneten Emissionsbereichs der Schwerindustrie, der weiter droben ausruhenden Dunstglocke, des himmelverschleiernden Smog erwächst sie auf einer vom nördlich sich aufschiebenden Deckgebirge noch nicht erreichten, morphologisch in viele kleine Täler und Höhenzüge ausgefalteten Anhebung (von der Stadt aus fährt man „rauf nach Querenburg") des Grundgebirges, das in zum Fluß parallelen Faltenwürfen mitunter steil ins Ruhrtal abfällt und dessen Konturen man ein Stück weiter schon nach Süden Bergisches Land heißt.

Von der Bauernkommune zur akademischen Provinz

I

Auf nach Querenburg, ins Dorf, zur Uni. Noch ist das der reinste Witz mit diesem Örtchen, weit, hinter Hügeln. Es ist einer der 18 Vorort-Satelliten und mittelstädtischen Trabanten, teils von spürbarer Eigenständigkeit, die Bochum um sich im Kreis hält.
In Querenburg traten seit 1961 spezielle Würgeengel auf den Plan, es waren Herren vom Liegenschaftsamt, sie sprachen bei Bauern und Köttern vor, um deren Grundstücke aufzukaufen. Das muß wie ein Bergrutsch gewirkt haben: sie, die Querenburger sollten evakuiert werden?; die Bewegung, die durchs Volk ging, klingt noch nach: so geht die Rede im Dorf, daß die meisten Bauern, die verkauft hätten, bald darauf gestorben seien oder wenigstens einen Schlaganfall erlitten hätten, und viele halten noch zäh an ihrer Scholle fest: Stoff für Dramenzyklen. Nie haben sie wohl so viel zu beschwatzen gehabt, immer noch reden sie in den Wirtschaften sich heiß, es ist das Ereignis ihres Lebens. Ja, Querenburger reisten zunächst in die Voreingenommenheit, sie sprachen die schlimmsten Sorgen aus; so sagten sie zueinander: „Wenn jetzt die Neger kommen, dann mußte aber deine Tochter am Stuhle festbinden . . .". Doch es kam anders . . .
Insofern als schon bald Querenburger von der Nettigkeit der zugereisten Kumpel „angenehm überrascht" zu sein bekundeten: die hatten eine so schwarze Seele nicht, benahmen sich brav wie NachweideGeschäf, ästen unpoltrig, verdrängten Prinzip Lust in vorübergehendem Lächeln, mindestens solange das lokale Wäldchen zum ungehemmten Sich-Paaren klimatisch noch nicht geöffnet war. Von der Vöde, der alten Weide, ist das Bockvieh so gut wie runter, die nachtrampelnden Grasbeißer haben bloß die alte Ortsintimität bißchen niedergetreten: das tägliche Grußentbieten jedwedem gegenüber, dörfisch angewohnt, wich in stumm taxierende Angafferschaft. Doch Querenburger — bäuerlich in ihren Anwesen ehrwürdigen Namens, bergmännisch in ihren sauer erkämpften, rührend ausgestalteten Eigenheimen, kleinbürgerlich in den grauen Schächtelchen ihrer mehr a- als sozialen Wohnsiedlungen aus dem frühen Nachkrieg, konsumbedacht in ihren Kleinhandelsgeschäften, übergewechselt jetzt in den Genuß ungeahnten Obligopols —, die von der Austreibung Bedrohten und anfangs Verängsteten, denen behördlicherseits die „gesellschaftliche Notwendigkeit der für sie harten Maßnahmen" auseinandergesetzt und gut Mut zugesprochen werden mußte, retteten, obschon ihr Gemüsegarten in der Gefährdung plaziert ist, Zuversicht: in dieser ganzen Epopöe einer baulichen Landschaftsveränderung durch Planung erwiesen sie sich, Helden des Hintergrunds, nach der Definition ihrer Gastwirte, als Leute denen das Hemd näher ist als die Jacke, zogen wacker Profit, arrangierten sich zwischen der Geknicktheit, baldiger Verdrängung anheimfallen zu müssen, wogegen selbst die Femegerichtsbarkeit ihrer ausgestorbenen Vryescepe nichts mehr vermocht hätte, und der Stolzgeschwelltheit, als nächste Beteiligte unvermittelt Bürger einer Universitätssiedlung werden zu dürfen: einen Sprung zu tun um Etagen, unter Überspringen, vergleichbar dem Salto der Dritten Welt von der vorindustriellen umweglos in die nachindustrielle Freizeitgesellschaft, hier nun vorzunehmen den direkten Satz aus der Bauerkommune in die akademische Provinz — wie wenn unter Beibehaltung des älteren Strukturzuges relativer Abgeschlossenheit zur Außenwelt? Egal wie, bei Gelegenheit der Abwicklung von zu Verbrüderungszwecken zwischen Alt- und Neu-Kumpeln inszeniertem Lokalrunden-Ritual wurde jedenfalls seitens der bildungskolonisierten Ureinwohner zu verstehen gegeben: „Wir Querenburger stehen hinter euch!"; Wirt Hintzmann gar, Exemplar des regionalen Menschentyps, von dem Gedanken einer Studentenklauseneröffnung getragen, dürstete, selbstlos-kalkulatorisch, „zu wissen, wo euch der Schuh drückt".
Querenburgian Campus-Life: Mondstadt in Goldgräberlagerstimmung wie stehst du da —; in horizontaler Front Häuser epochal ungleichartig, verloren, wie bereits hinweggehoben, rückwärtig durchschnittlich modernes Apostelkirchlein, in dem sich Gemeinden beider Konfessionen abwechselnd Messe-Stelldichein geben, an der Ecke kommt drollig irgendwie nach amerikanischer Farmersiedlung Anmutendes auf, Lunares, Weltentrücktes, Ungreifbares, wenige Läden, post-office, kleine Bützen für das Nötigste, dösig, noch keineswegs aus der dörflichen Mittagsruhe sich schrecken lassend, eigensinnig-beharrend, durch Baustopp aufs nächste am Traumausbau gehindert, am Straßenrand neben Pfützen, am Telefonhäuschen erfinden sich Stehversammlungen von Ortsadden mit Erwartung oder Rentnern mit Erinnerung unüberzeugt Zentrum, Lennershof abwärtsführend zur Rechten übergebliebene Prumenkotten in der Bauform ihrer Damaligkeit: Bergmannskuh Ziege ist aus den seitlichen Stallteilen ausgezogen, räumte die Stallung zugunsten wohnräumlicher Bildschirmversorgung, Eingangstüren alle in verhältnislos schäbiger Pracht mit Glasmosaiken ausgestattet, bundesbürgerlich, Wohnen im Muttistaat, ganz unterhalb schließlich nur noch zugegebene Flächenaufteilung in Siedlungen, Baracken, Mensa, Bauplatzareal, auf der anderen Hügelkuppe verschämt ruhrländisches Fachwerkmahnmal: schwarz-weiß, Wäldchenteile in der Gefärbtheit der Jahreszeit; das Ganze wie eine irrsinnig verstellte Filmkulisse in dazu herhaltender Gegend, rechts hinten die Superbauten.
Mondstadt: undurchgangene Gefühle sind hier verstattet, ja empfohlen, Land offen für Erfahrung, aus dem Ungedruckten die Fülle.

II

„Man muß sich in ein neues Haus einwohnen, und das geschieht nicht an einem Tag„
(Landesminister Mikat)

Nachdem von der Stadt das für Gartenstadterbauung bevorratete Gelände (der Terminus ist amtlich) rausgerückt war (die Fragen, ob man von der erstgeplanten Verwendung mehr gehabt hätte, verstummten bald), bezog eine Komission das Terrain, um die Struktur des Baugrunds zu untersuchen. Als erstes schützte man sich vor der Vergangenheit. Das war die Bergschädenabsicherung: sollten die Fundamente nicht in den „Alten Mann", die nach dem Auskohlen der Flötze im Gebirge hinterlassenen und nicht immer ausreichend versetzten Hohlräume, absacken, galt es sie gehörig abzustützen: so wurde im Verpreßverfahren eine große Portion Beton in den Berg gespritzt. Als zweites, und gekoppelt, möchte man sich vor der Zukunft schützen. Das ist die Luftschutzinitiative, die Bochum die „erste deutsche Hochschule mit großräumigen Schutzbauten" schenken soll, wie modern: praktischerweise können frühere Bergwerksstollen unterhalb der Gründungsbauwerke wiederverwandt und zu Bunkern mit einem Fassungsgrad von 6000 Menschen/30 Tage (hoffentlich ist dann die Luft wieder rein) ausgebaut werden: das nenn ich mir echte Traditionsverbundenheit. Jedoch, gesteht man, sei die Friedensnutzung der transformierten Bunkergruben-Grubenbunker, leider beschränkt, achgott. Wer sich heute an den Zaun stellt, kann schon den Versorgungsgräbenbau verfolgen, diese Perspektiven . . .
Vor Ort also des Mammutbaugeschehens, das an antiken Errichtungen zu messen sich nicht scheut. Der Berg ist leer, steht fest, die Fossoren sind abgewandert oder leisten Portiersdienste, mit dem Schürfen nach dem „schwarzen Diamanten" ist es nichts mehr. Von Tiefbau wurde auf Hochbau umgeschaltet, die Flöze stehen jetzt in die Luft, Professoren wandern ein, haben Schürfen nach Kostbarkeiten des Geistes vor, schlichter: Rohstofförderung, gespannt was sie zu Tage —: glückauf, der Steiger kommt.

Intelligenzkasernen als Ozeanriesen auf dem Trockendock

Bauzentrum Buscheyfeld, Hof am Busch vordem, 60 ha Baufläche: Einheit von Lehre und Forschung, allseitige Verflechtung der Wissenschaften, Fächersummation nach „Abteilungen" ingenieurwissenschaftliches Dazugehören, Campusuniversität in städtebaulicher Isoliertheit, geschlossene Lebensgemeinschaft, urbane Verdichtung, Achsenkreuzanlage, organisatorische Vierteilung nach Wissenschaftsgruppen, Forumszweige, Verkehrs- und Parkebenen, Flachbereich, stapelbarer Raumbedarf, Typenbau, Serienproduktion, Flexibilität und Variabilität für die Nutzung, Vorfertigung, Feldfabrik —: Gründungsideen und Planworte entbergen nun baulich-sichtliche Konsequenzen, fast bestürzende Realitäten; teilweise scheinen sie noch rumzuliegen im Gelände, raffen sich plötzlich trickfilmhaft auf, winden sich in Spiralen, legen sich auf zu Blöcken, verfestigen sich schlenkernd zu Umrissen, Worte sich ausbauend, stapeln sich hoch zu Gebäuden, bebend: stehen als solche still, sind da, merkbar.

Die Fertigen für geistes- und sozialwissenschaftliche Probenutzung freigegeben, stehn, noch leicht unsicher, als wären sie doch nur in die Luft gehängt, sollen schon fördern und suchen noch mit Stelzenbeinen vorn-hinten Fuß zu fassen, den Anschein geben sie sich bloß von Eingestandenheit, sollen vortäuschen Endgültigkeit, während doch hinter ihnen der Film „Baustelle" abläuft, Film für Baumeister, Breitwandproduktion, Zurschaustellung von Fertigbauorgien, und vor ihnen nicht unnoble Baustabsbaracken, — bestimmt wegzukommen nach Fertigstellung des in ihnen kooperativ Geplanten, vorzeichenhaft ab und an stückweise abbrennend, Wild - West - Leben - Imitation —, ihre künftige Integriertheit ins Komplexganze vorausbedenken. Für den Volksmund bereits „Intelligenzkasernen" provozieren sie weitere Bilderschrift, lassen sich als „Ozeanriesen auf dem Trockendock" sehen (Hamm-Brücher) oder werden sensibel als Stahl-Beton-Särge mit reingeschürten kästeligen Fensterwaben.
Abendpanoramen illustrieren sie urtümlich: rundum Lampenreihen auf Hügelzügen lagern sie unterm Baldachin Ruhrhimmel (nicht oft aufreißend, Inlett vorzeigend: blau), getuscht in dunklem Grau, — kein Schwarzmalen bedeutet hier extrem gestuft Farbiges zu vermissen, an allem haftet undefiniert grau-braune Ruhrhaftigkeit —, diesig in verpanschter Milch, Schwenk- und Portalkräne mit Notlampen bestückt geben sich hinten gerippig, unaufhaltsam rasselt der Weiterbau durch die Kältenacht, aus Wannen verstreut sich fahles Neon, Neonglast, Schlieren in der Eisluft, Wind backpfeift Gebäudefronten, als hieße es Urstromtäler leerfegen, röhrt sich fest in Außenstegtrassen, bespielt wütig klirrend das Xylophon bereits angeschaffter Fahnenmasten, scheint im Wirbel von Galerien herzukommen, läßt Geräusch nicht aus der Luft, erlaubt bloß mitunter schäferhündisches Anbellen der Neonmondscheibe, den Eulenschrei, was verlauten zugewanderte Beatschöpfungen, wohin verbergen sich jetzt Käfer zum Sezieren der Raupen? Geteilt und zusammengelegt: mit diesem Hochschulaufbau wird die große Ballung der Region in verkleinertem Maßstab nachgespielt: man will exklusiv großstädtisch verdichten, man will im eigenen Revier unabgelenkt ausgesprochenermaßen „nur sich selbst darstellen", der Geöffnetheit zum Außen hin verschließt man sich nicht, doch Pendler, faktisch zahlreich, sind unerwünscht, im Querschlag will man ganz bei sich sein und seinem Objekt; die Stätte, die Bewußtseinszentrale wird erstellt mit Mitteln der Systembauweise: größter Fertigbau der deutschen Architekturgeschichte. Bewußt gefügt gefügig dem Gesetz der Serie, unverachtete Ausgeburt der derzeit größtmöglichen Rationalisierung, der koordiniertesten Praxis, aktuale praktische Vernunft ins Bauwerk umgesetzt.
Vor lag ein nicht schnell einholbarer Bedarf an Studienplätzen, der übte den eindeutigsten sachlichen Zwang aus: Nachgabe erfuhr ihm im Regierungsbeschluß: zu gründen; Ungemächlichkeit hatte der Zwang mitgemeint, dem Rentabilitätserfordernis war auch noch Folge zu leisten, auf die Wirtschaftlichkeit zu hören, die Typisierung des Bauwerks bis in seine geringsten Teile wurde zum „Gebot der Stunde"; teilweise Gleichgeartetheit interdisziplineller Raumbedürfnisse war einzusehen: Stapelbau sicherte intern breiten Verwandlungsspielraum je nach Wachstum, verstellbare Innenwände, wissen Sie, Bedürfnisanpassung. Die Serie ging in Produktion, wurde verbessert im Gang des Geschehens, heute schon ne ganz fixe Fertigung das, jährliches Bauvolumen rasant, entspricht z. Z. 9 Pädagogischen Hochschulen, ja nur genügend umbauten Raum, Allzweckkollegienhäuser, man wird sehn: Universität aus normierten Bauteilen: warum denn nicht: war nicht bloß zuzugeben, daß Bauwerke seit je Normen, weniger offenkundigen, klargemachten, unterstanden.
Kritik von wegen Überstürztheit mußte ja kommen, aber wo dieses Tempo?; ernster die Rückfrage auf mögliche Mentaleffekte: selbst der Ausschreibungsgewinner **Hentrich** (Erbauer von Düsseldorfs Phönix-Rheinrohr Scheibenhochhaus, Berlins großplotzigem Europa-Center) zeigte sich um das „Fluidum" besorgt, das ja wohl das „Allerschwierigste bei einer Universität" sei. Die Gleichgerastet-, Gleichgeformtheit zieht sich rasch den Vorwurf der Gleichförmigkeit zu. Der Hauptersinner rutschte nachträglich in den Schreck: „Wir wollen um Himmels Willen vermeiden, daß diese ganzen Dinger (13 Hochbauten der gesehenen Sorte sollen es werden) gleich aussehen", Abwechslung böten die Zwischenflächen, Verbindungsstücke. Wie hat man sich da drinnen zu fühlen: zeitgemäß behaust oder einmal mehr kaserniert? Von Idyllenidealen zehren Kritikerseelen: sie haben was gegens „Fabrik"mäßige: sähen sie wirklich gern Häkeldeckchen drin prangen? Zwischen „nüchtern-kühle Arbeitsatmospäre" und „leblos - sterile Unterrichtsmaschine" schwanken ihre Bewertungen.
Von außen bleibe ununterscheidbar, ob da drin Neckermann-Pakete versandfertig gemacht oder alte Handschriften entziffert würden, jo mei —, wo ist denn da ein wesentlicher Unterschied, beides muß getan werden. Schon kann manchmal selbst die Einlieger Verwirrung ankommen, auf einem Genausostock, in einer identischen Gangschlucht, wo denn sie sich grade befänden, in welchem Bau, auf welcher Sohle, es kann überall sein, verhielfen nicht graphische Signale aus dem kinästhetischen Dilemma, oder Figuren wie Aufsichtsrentner, deren Lokalzugehörigkeit registriert wurde. Auf alle Fälle ist die Spontaneität der Erkennbarkeit eines Instituts, einer Zweckveranstaltung vermindert; weniger am architektonischen Encadrement wird die Wissenschaftsspezialität jetzt an dem Äußeren der mit ihr besaßten Wesen identifizierbar, sie ist in das Haus der Person zurückgezogenener, das ganz außen ist, in die umgebende Architektur eingegangen: der letzte Stuck dadrauf, wandelnder Dekor. Überhaupt scheint in Bochum bemerklich ein Rückzug der Individualität auf ihren engsten Kreis, sie wirkt verkleinert, geschrumpft, die Mehrzahl ihrer Betätigungen teilt sie in der Gemeinsamkeit, es bleiben ihr weniger Ausflüchte, — und auch indem man ins Auto sich setzt, kann man völlig sich nicht absetzen —, aus den Möbelaugen der Gebäude schaut Dasein punktuell, unterwegs zwischen Silos,

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn
www.frankfurt-uni68.de

Wohnheim, Institut und zurück, einzige Koralle Mensa, von Pferch zu Pferch, — so ähnlich ist das: die historischen Zechensiedlungen wurden auch dicht an das Werksgelände herangebaut, mittags kamen die Frauen mit dem Henkelmann ans Tor —, dazwischen: was erübrigt sich da, doch bleiben —. Noch gibt es nichts, was nicht zur Idylle hochempfunden werden könnte, Menschen ziehn ja hier nicht weg. Wer hat nachgeschaut, ob Göttin Zweckrationalität im Ernst ein falsches Gebiß trägt? Im übrigen schlimme Bedenken nur da, wo der Allzweck als sachlicher Unzweck anstößig wird, wo die Verstellbarkeit nötige Kommunikation verstellt. Dann, kurz vor der Vermassung, den Hilferuf: vermasselt! Laß sie nur kommen: aus der Arbeitsuniversität die Business-Wissenschaftler, das geschäftigte Eight-to-five-Menschentum, laß sie nur ihre Mittelklassewagen besteigen, wenn die anderen nicht mithalten, werden die sich bald auch sozial höher einschätzen, wird der Mythos von „den Professoren", VW-Fahrern, abfallen, so daß gegen Sechs der Parkplatz leer steht, laß ihnen die Geschäftsmäßigkeit: o wenn es doch schon so weit wäre, daß sie sie einhellig erworben hätten!: überlebt wäre leidige Dunkelmännerwirtschaft.

Normierte und verplante Studenten

1200 an der Zahl wagte sich, herorisch je nach Herkunft, die erste Studentengeneration in die Bochumer Neubauten: mit ihr bezog auch das Schreckgespenst des normierten Studenten die industriell gefertigte Alma mater. Von dem werden die Personaldaten gespeichert im Verwaltungscomputer, der trägt zur Erkenntlichkeit seinen Lochkarten-Ausweis als Hundemarke, der gibt seine Bildungswünsche in die Raster des Belegautomaten, der hat sich dem Mechanismus des Kurzzeitstudiums zu beugen: bei Nichtbefolgen ist ihm Zwangsmatrikulation angekündigt, das hat er eingangs unterschriftlich bestätigen müssen; seine ganze „Lebensführung im Geiste der Universität" einzurichten wird diesem akademischen Bürger zur ersten Pflicht gemacht: bis in seine letzte Privatheit möchte man ihn am liebsten mit der Art Geist verfolgen, zu einem Drittel hätte man gern in „Kollegienhäuser" unter Tutorenaufsicht und ferngesteuerter Universitäts„verantwortung" verbracht, wenn der organisierte Gegendruck Sache und Wort nicht in Studentenwohnheime rückverwandelt hätte, die noch kindlich genug kranken.

Patriarchentum, mildtätig aufgeputzt, will sich auch im neuen Haus Herrschaft nicht entwinden lassen: für die Unterstellten zu sorgen wird als Vorrecht erachtet; zwar verhallen nicht Aufrufe mit ihnen zu werken, doch sie scheinen Bestandteil der Lokalrhetorik angesichts der Tatsachen, daß: — Studentenschaftsvertretern ein Sitz im Gründungsausschuß kategorisch verweigert, studentische Mitsprache trotz zeitweiliger kultusministerieller Geneigtheit von maßgeblichen Personen hintertrieben worden ist, — den Mandatsträgern der Landesstudentenschaft zugesagte Unterstützung bei ihrer Bochumer Installierung nicht gewährt wurde, — daß weiter 1963 von deren Seite begründete „Studentenwerk Bochum" einem massiven staatlichen und professoralen Boykott, der vor gerichtlichen Schritten nicht zurückschreckte, ausgesetzt war, ja die Studentenschaft sich mit der Streichung der von ihr zu verwaltenden Sozialbeiträge bedroht sah, — daß die Vollversammlung des Senats als Gegenorganisation ein „Akademisches Förderungswerk" ins Leben rief, daß sämtliche Kompetenzen im studentischen Sozialbereich für sich beanspruchte und heute praktisch als Handlangeranstalt des Ministeriums fungiert, — daß vertragliche Regelung dem Studentenwerk schließlich nur schmale Restkompetenzen (DSKV, Zimmervermittlung, verbilligte Reisen, Eintrittskarten und Fachbücher) zugebilligt und es damit zu einem farcenhaften Ermässigungsinstitut degradiert hat, während alle finanziell aufwendigeren Aufgaben (Honnef, Staatliche Wohnheime, Mensa-Bewirtschaftung) dem Verwaltungsbereich des Förderungswerks zugeschlagen wurden, — daß bis in die jüngste Zeit hinein eigentlich alle Forderungen und Vorstellungen der Studentenschaft als manisches Oppositionellentum vorurteilig belächelt worden sind — doch wie wollte der Beauftragte Schultz durch Erfahrungen eher skeptisch gegenüber Erwartungen, anläßlich der feierlichen Eröffnung im Juni?: „Wir sind aufrichtig bemüht . . ., freudig in die Zukunft zu blicken; denn unsere Zuversicht haben wir uns nicht nehmen lassen." — das klang angestrengt optimistisch.

Sich und die anrückende Studentenschaft nicht „verplanen" zu lassen waren die Landesverbandsentsandten auf den Plan getreten, als Sprachrohr ihrer Ansichten hatten sie sich ein eigenes Kampfblatt geschaffen („der ruhr-student" über die Jahre bis zur 3. Nummer sich krebsend), um studentische „Meinung heute zu propagieren, bevor es morgen zu spät ist".

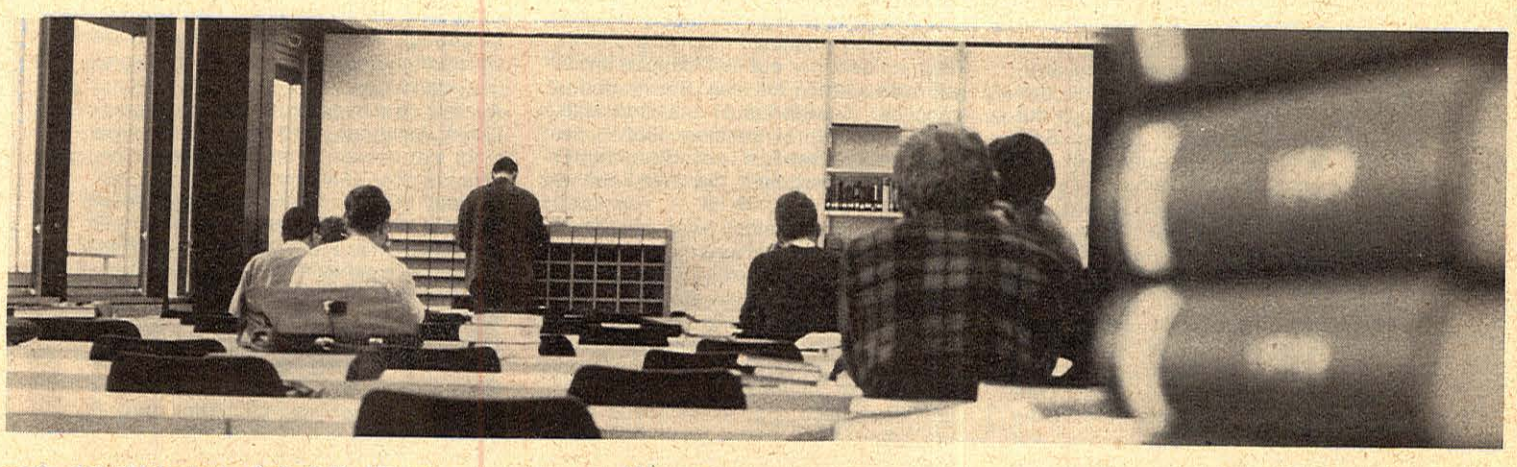
Schon darf als anerkennenswert gelten, was bloß das Aufmerksamwerden der Gründerherren auf die es sei mitunter mißliebige Präsenz studentischen Anspruchs hervorgerufen hat. Doch nicht nur sind die Schwierigkeiten nicht ausgestanden. Das Nebeneinanderherleben man sollte wünschen einander zugeordneter Organe ist hier vertragskräftig geworden: in der Kompetenz, ihren als eigenen erkannten Aufgaben — und Verantwortungsbereich in progressiver Ausgestaltung mit — oder orthodoxer selbstverwalten zu dürfen, erscheint die hiesige Studentenschaft gegenüber anderen in mindestens einer Hinsicht — zurückgeworfen: zwar errang sie sich in etwa die augurenhaft beschworene Hoheit in der Verwaltung der umstrittenen Sozialgebühren, dafür ließ sie sich jedwede — wichtiger dünkende — Beteiligung am Studenten-, hierortigen „Förderungs"werk, und sei es eine noch so „dekorative" durch Vertretensein in Verwaltungsrat oder Vorstand, nehmen: aus den Händen spielen ließ sie sich jegliche Mitwirkungsmöglichkeit in dem Bereich, den ganz für sich (zurück-), zuerobern sie als Kernstück ihrer genossenschaftlichen Aspirationen proklamiert hatte: den Bereich der unumschränkten Wahrnehmung „wirtschaftlicher Selbsthilfe"; der ihr entglittene eher halbstaatliche Förderverein, im Genuß bedeutender Subventionen, entwickelte sich prompt zum quasi staatlichen Unternehmen, das, wie sein Vorsitzender brieflich zu explizieren sich nicht entblödete, von studentischer Selbstverwaltung ausgeschlossen „ausschließlich auf den Betrieb wirtschaftlicher Einrichtungen" begrenzt sei, und nun das schönste: „deren Kunde der Student ist" — von dem man, etwa nach der Güte des Mensaessens zu urteilen, evtl. noch profitiert (lange schon kein König mehr, das arme Schwein); auf der Gegengraden hat die Studentenschaft jenen aus Mitteln der weiterhin durch die Universität erhobenen Extragebühr betriebenen andern Förderverein überbehalten, der eine Karikatur seiner Idealkonzeption ist.

Der verschriene „Auszug" der Studentenschaft aus der Hochschule wurde damit bewerkstelligt, aber unter Zurücklassung der wichtigsten Möbelstücke, besonders der dicken Vitrinen, eine solche (konkrete) Willensbildung verzögern" oder „Ansichten diskutiert man besser im kleinen Kreis, ich weiß aus Erfahrung, vor einem größeren führt das zu nichts" oder „ich bedaure, daß ich nicht länger (mit Ihnen reden) will" (—Heiterkeit), nach einem Procedere demnach, dessen wiederholte Anwendung anläßlich der parallelen Konstituierung des Mittelbaus die versammelten Assistenten, Lektoren, Kustoden derart aufbrachte, daß die Veranstaltung vorzeitig platzte: „vollkommen undemokratisch", „gänzlich unwürdig" hörte man sie sich ereifern.

Institutsklüngel und »Bibliotheksschaft«

Von jenem so gesonnenen Herrn kriegten die wenigen erschienen (und mit Käsebrötchen bewirteten) Studenten dekretiert, was im Denkschriftgefolge in die „Vorläufige Verfassung" eingegangen war: daß sie in ihrer Gesamtheit ein „Organ der Körperschaft Ruhr-Universität" darstellten, das seinen eigenen Selbstverwaltungsbereich wahrzunehmen hätte, dabei aber an den Rahmen der Universitätsverfassung gebunden, nur „innerhalb dieses Rahmens" unter Einschluß seiner Satzung „selbstständig" sei. War (ihr) das Korsett angelegt, wurde der Studentenschaft vorgesetzt, wie sie sich darin zu tummeln habe; der die Grundsatzdiskussionen sich ersparen wollte, befahl: „Organisieren Sie sich erst in Fachschaften!"

Gemeint war gewesen: Fachschaften abteilungskonform, d. h. in zahlen- und zusammen-



worin der eklatanteste Selbsthilfe-Nippes zur Schau gestanden hatte, die Konsolidierung der berufsständischen Genossenschaft zwar halbwegs gelungen, jedoch unter Entzug der solideren Basis, der Fürsorge der Väter entlassen, erneut fürsorgereif: mühsam rackert man sich dennoch ab, das Gesicht des in der Selbstapostrophe „vollwertigen" Partners zu wahren. Zu Bochums höheren Anstalten — mit Tiefpunktresultaten: Da wird von lang her die Ablehnung laut, sich die an anderen Universitäten gehandhabte Studentenbevormundung im neuen Bochum bieten zu lassen, nur das nicht, ja man spitzt tagträumend den eigenen Vormund in umgekehrter Richtung: man wolle nicht bloß auf dem Studentenschaftssektor seine Vorstellungen durchzusetzen das Recht haben, viel zu wenig, man betrachtet es, „darüber hinaus" als seine Aufgabe, „zum inneren Aufbau der Universität Beiträge zu leisten", man möchte im „partnerschaftlichen Gespräch" mehr denn lediglich angehört werden, möchte seine Auffassungen diskutiert und im Falle einer Gegensätzlichkeit der Standpunkte ins Kompromißliche eingebaut sehen: nichts in der Welt liegt außerhalb studentischen Urteilsvermögens. — All die Projektionen bekamen letztlich empfindlich eins auf den Deckel. An der überkommenen theoretischen Grundlegung ward nichts geändert: die Denkschrift des Gründungsausschusses, erschienen Dezember 1962, behauptete „institutionelle Einheit" als fundierend auch für die Ruhr-Hochschule, kooperationäre Autonomie sollte sie selbst bleiben im neuen Gemäuer; die wiederum könne nur erlangt werden, „wenn die Studenten sich ebenfalls institutionell in diesen größeren Zusammenhang e i n f ü g e n", worauf die Empfehlungsschrift ins große Versprechen verfiel: geschähe das letzte, dann böten sich „viele Möglichkeiten und Ansätze für die Mitarbeit der Studenten an der Verwaltung und an den Gesamtaufgaben der Universität, die weit über den bisher üblichen Tätigkeitsbereich hinausgingen" — doch drei Sätze später schon eröffnet sich neben der „Bereitstellung von Kollegienhäusern" als Neuweg für die institutionelle Einheit nur noch: — „Die auch an den bestehenden Hochschulen übliche Beteiligung der Studenten an allgemeinen organisatorischen Aufgaben" (p. 66), der bessere Vor-Satz ist schon wieder vergessen. Fürs Übernehmen anderswo gepflogener Verhältnisse fiel dieser Vorentscheid. Hoffnung verlagerte sich auf die Praxis der neuartigen Universitätsgliederung.

Nicht sehr vielversprechend ließ sich Mitte November im Mensasaal, bisher einzigem größeren Versammlungsraum, die sog. „Konstituierung der Studentenschaft" an: Prorektor Zoologe Schwartzkopff, lieferte als Versammlungsleiter in unnachahmlich burschikos-salopper Manier ein, wie seine Kritiker angemerkt haben, „Musterbeispiel für autoritäres Verhalten", nach einem humorvoll sich gebenden Überrumplungsverfahren gegenüber Mitredner und Diskussionsteilnehmern à la „Hier gibt es keine Geschäftsordnung, wer hier zu reden hat, bestimme ich" oder „werde heute

setzungsmäßiger Entsprechung zu den 18 Wissenschaftsgruppen, voran die hergebrachten 2 Konfessionstheologien, die dem traditionellen Fakultätenschema nachfolgen zu lassen man sich in Bochum in den Kopf gesetzt hat und von denen inzwischen 9 funktionieren, leidlich.

Was sich dann konstituierte, sah nur zum Teil so aus wie die idealtypischen Abteilungs-Schaften; wo es 9 hätte geben sollen, gab es 14 wie von selbst, spontan und bezeichnend.

Die wenigen organisierungswilligen Bochumer Studenten nahmen zum Anhaltspunkt, was sich ihnen als einzigem offerierte: den Institutsbetrieb, genauer die Existenz einer Instituts- oder Sammelbibliothek, sie konstituierten klassische Fachschaften, präzise an dem Ort, an dem politische Willensbildung innerhalb der Studentenschaft, hochschulpolitische wenigstens, aufgrund der größten Nähe zur Fachlichkeit, deren konkreten technischen Problemen, erfahrungsgemäß am organisationsbedürftigsten sich erweist. Dem neuen Abteilungsschematismus spielten sie einen Streich, indem sie ihn schlicht ignorierten oder nur da wahrnahmen, wie im Falle der geschichts-, rechts-, wirtschafts-, sozialwissenschaftlichen und theologischen Abteilungen, wo eine zentrale Bibliothek als Vorgabebedingung einer Fachschaftsgründung existierte.

Ist das Zustandegekommene am ehesten als „Bibliotheksschaft" anzusehen, so offenbart die terminologische Verschwommenheit des darauf gewandten Fachschaftsbegriffs eine Unklarheit in den Sachen: augenfällig wird, daß die führenden geisteswissenschaftlichen Abteilungen, — durch ihre formale Zusammenfassung aufeinander hingewiesen, doch dem Wink (oder vielleicht n o c h) nicht folgend, sich nicht zu einer strikten gemeinsamen Bibliotheksorganisation als dem Lokal ihrer Zusammengehörigkeit zusammengefunden haben, was, wieviel dahinter immer an Institutsegoismus, an übernommenen Hemmungen voreinander stehen mag, letztlich zurückweist auf das arbeitsteilig sich verfestigende Auseinanderstreben genuin aufeinander zugeordneter Wissenschaftsbereiche, wie sie Philologien immer noch vorstellen. Daß sich aber im Ursprung und in der Neugruppierung zusammengehörige Wissenschaften in eine Reihe Institute auskristallisieren, die ihrerseits voneinander unabhängige Seminarbibliotheken vor sich her bauen und eigene Studienordnungen auswerfen, d a ß sich im Anschluß an diese Entwicklung quasi parasitär Fachschaften installieren, die sich als seminargebundene Studentenvereine beschreiben lassen, d a ß all dies sich abspielt unter Mißachtung des vorgegebenen Zusammenhalts ist nichts weiter als ein treulicher Reflex des auch am neuen Ort nicht überwundenen Dilemmas einer Wissenschaftsgrundlegung, die die als verbindlich erkannte Fachaufgliederung zu einer entsprechenden Formgebung konsequent durchzuziehen sich nicht traut, stattdessen eingefressenen Institutspartikularismen vorschnell nachgibt.

Man möchte meinen, die sorglose Antwort des Architektenprofessors Hentrich auf die Interview-Frage, ob die von ihm entworfenen Universitätsanlage die zwischenwissenschaftliche Zusammenarbeit auch unterstützen werde, wie das die Reformpläne avisierten, die da lautete: „Die einzelnen Abteilungen sitzen ja viel dichter aufeinander, das erleichtert das Kennenlernen." zeuge gradezu von sträflicher Leichtfertigkeit im Hinblick auf die darin evident werdende Konzeptionslosigkeit inbetreff einer auch und gerade architektonisch auszudrückenden Kooperation der Fächer.

Die Theologien (Allgemeine Religionswissenschaft ist auch für Bochum noch zu zukunftsmusisch), beide auf einer Etage untergebracht, haben in ökumenischem Geist das ihre Bibliotheken trennende Zwischentürchen kurzerhand aufgesperrt, zum freigeistlichen Hin- und Herpassieren. Ein gleiches Vorgehen, das sich zwischen Romanischem und Englischem Seminar vor weiterem Wachstum zunächst noch anbietet, bedeutete eine Tabuverletzung ersten Ranges: da trennt ja nicht nur ein läßliches Türschloß, da trennen unterschiedliche Seminarriten, Katalogisierungsbräuche, da trennt verschiedene Sorgfalt, da trennen Eifersüchteleien und vieles mehr, ein grotesker Zustand.

Die Philologen vorzüglich bosseln weiter an ihrem Institutsklüngel wie eh und je, die neue Verpackung verbirgt nicht die alte Unsitte. Der hatte die Denkschrift vorgebeugt mit ihrer Empfehlung: „Die Disziplinen der Abteilung für Sprach- und Literaturwissenschaften sollen in einem Gebäude zusammengefaßt, jedoch als Institute oder Seminare s e l b s t ä n d i g organisiert werden." (p. 27); der Geist der Spaltung auf dem Wege aggressiv zu werden, Komparatistik, Vergleichende Literaturwissenschaft z. B., sieht man erst nicht vor, so weit vor dem Mond will man in Bochum nicht sein; eine gemeinsame Organisation ist in den Kreisen nahezu unvorstellbar geworden. Da werden Büchereien aufgebaut, Stücker 10, jede in ihrem Häuselchen-Kläuselchen, behütet von allherrlichen, selbstverständlich „selbständigen" Institutsdirektoren, da zählt nur das kleinere Ganze, nur die Umlaufgeschwindigkeit des eigenen Enggestirns.

Eitel Prinzipienverrat: in Partien eingekästelter Geist, verzogen in geschlossene Relikte, zwischen ihnen zu weit, Guckkastenszenarien, je nur nach einer Seite offen: zwischen scheinen die Verflechtungstiraden ein unheimliches Frömmelgerede, ein unendlich waberndes heuchlerisches Geschwätz. Es bleibt der größte Mißstand: die in die Welt posaunte Ideologie von Bochumer Zusammenarbeit interdisziplinär und interfakultativ hat in der Architektur der Ruhr-Universität trotz gegenteiliger Vorausversicherung ihren natürlichen Ort nicht gefunden, ihr ist damit der einfachste Anlaß genommen, sich zu realisieren.

Was bisher an Universität in Bochum sich konstruiert, trägt, nach seinen Absichten und Wirkungen kalkuliert, bereits im Ansatz destruktive Züge, so schmerzlich das notieren ist.

Kabalen der studentischen Selbstverwaltung

Kurz und vermerkt, studentische Fachschaften scharten an der Ruhr-Universität sich, die Blödheiten der Anlage auf anderer Ebene abpausend, naiv und gutgläubig, um den räumlichen Hort ihres Fachs, ohne daß man ihnen darin, wie doch den professoralen Fakultätsverwaltungen, eine Klause eingeräumt hätte: Fachschaften als Vaganten. Ja, das Bochumer Modell, Studentenschaften zu organisieren, hebt in der Tat von dem an andern Hochschulen Praktizierten sich ab: mit seinem kompletten Wirrwarr steht es beispiellos da. Und nun droht noch gewohnheitsrechtlich sich einzubürgern, was einer Hals-über-Kopf-Installation sich verdankt; das Maß an Unreflektiertheit ist auch nicht mehr zu überbieten: Anfang Dezember vergangenen Jahres wurde in die erste „Versammlung der Fachschaftsvertreter" sich gestürzt, um nur ja schnell einen Apparat sich zuzulegen, stud. funk. wollte beschäftigt sein; ungeklärt blieb dabei die Fachschaftsdefinition, gleichermaßen wurden die rein abteilungsabkünftigen wie die nur institutsabkünftigen Fachschaftsvertreter stimmberechtigt. Der verdeckte Schlamassel, der schon damals Blasen warf, spritzte vollends hoch, als Ende Januar dieses Jahres die Opposition unter Protest das hohe Haus verließ und hiermit die hehre Versammlung beschlußunfähig machte; Grund: die Sozialwissenschaftler, bisher in einer einzigen Abteilungsschaft organisiert, hatten, um gegen

(Fortsetzung auf Seite 12)

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

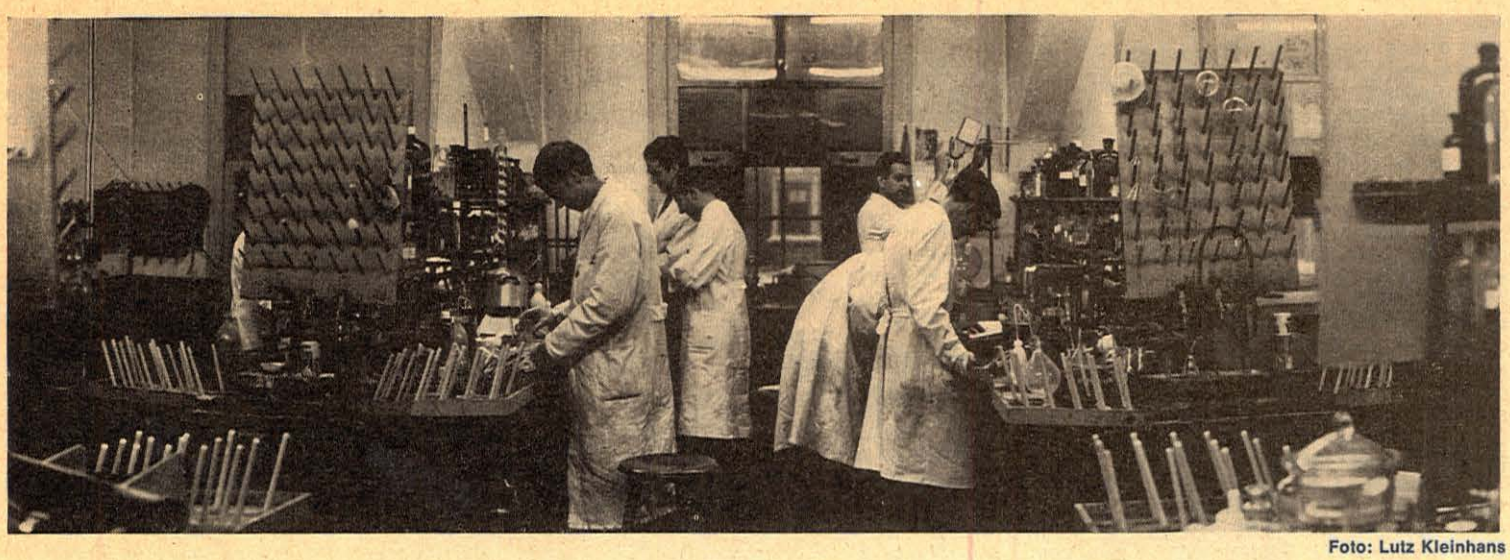


Foto: Lutz Kleinhans

Count down für Chemische Institute

Bei den Anfängern funktionieren in einem Laborsaal (I) nur drei von zehn vorhandenen Abzügen. Einer der restlichen sieben bläst, statt zu ziehen. Die studentische Selbsthilfe ist hier gut entwickelt: Man hat ein Verfahren, das vor der Erfindung der Elektrizität üblich war, wieder entdeckt. Die Abzugskamine werden mit Brenner geheizt; der warme Kamin erfüllt dann wenigstens zum Teil seinen Zweck. Wenn aber auch nur ein Teil der Studenten in diesem Saal arbeitet, dann wird der Aufenthalt hier zur Qual und zur Zumutung. Dunstschwaden durchziehen den Raum, die Sichtweite ist auf einige Meter beschränkt, der Gestank unglaublich.
Dennoch vegetieren die Praktikanten im „Kellerlabor" unter noch schlimmeren Bedingungen, sozusagen unter dem Existenzminimum. Drei Abzüge — Qualität wie oben — für dreißig Personen; Schwefelwasserstoff, der in einem Abzug erzeugt wird, verpestet ständig die Luft, wobei man wissen muß, daß vor Schwefelwasserstoff als besonders heimtückischem und gefährlichem Blutgift schon in der Anfängervorlesung gewarnt wird. Als gesundheitsgefährdend sind die Verhältnisse auch in Saal IIa anzusehen — kein Abzug, kein Ventilator funktioniert.
Außerdem sind die notwendigsten Geräte nicht mehr zu gebrauchen. Spektroskop, Mikroskop, Gebläsebrenner sind in einem ebenso desolaten Zustand wie die hölzernen Labortische und die dauernd verstopften Ausgüsse. Aber das ist nicht anders zu erwarten, wenn solche Geräte ständig korrodierenden Dämpfen ausgesetzt sind.
Dabei sind diese Geräte noch vergleichsweise billig gegenüber den Großgeräten, die irgendwo in unzulänglichen Räumen oder gar auf den Gängen untergebracht werden müssen. Solche unumgänglich notwendigen wissenschaftlichen Apparaturen kosten fünf- oder sechsstellige Beträge und müssen unter Bedingungen arbeiten, die ihrer Lebensdauer wenig zuträglich ist.
Im Frankfurter Institut wird mit Äther in einem der üblicherweise schlecht ziehenden Abzüge gearbeitet, während eine offene Flamme vielleicht ein paar Meter weiter brennt. Das liegt nicht an der Unvorsichtigkeit der Studenten, wie man glauben könnte, sondern wird durch die Verhältnisse einfach erzwungen. So sind denn auch Brände im Abzug oder am Arbeitsplatz etwas ganz normales. Wenn aber dabei, wie geschehen, Kittel und Kleider eines Studenten Feuer fangen und nicht sofort gelöscht werden können, weil die Rettungsduschen, eine der primitivsten Rettungseinrichtungen, nicht funktionieren, sei es, weil sie korrodiert waren, sei es, weil im Saal unter dem Dach der Wasserdruck wie üblich zu gering war, so übersteigt das doch die Grenze des Zumutbaren bei weitem.
Die Säle unter dem Dach haben ihre Eigenheiten. Im Sommer versagt die Wasserzufuhr; der Gestank aus anderen Abzügen wird direkt in diese Räume getrieben; bei den im Sommer dort herrschenden tropischen Temperaturen werden die Stopfen der Ätherflaschen abgesprengt; Ätherdampf füllt dann unter Umständen den Raum, es besteht Explosionsgefahr.
Auch in den anderen Sälen des organischen Institutes sind die Verhältnisse nicht viel besser. Präparate, die giftige, ätzende oder übelriechende Dämpfe verbreiten, müssen, mangels eines Stinkraumes, entweder im Nachtraum mit schlechten Abzügen und verrotteter Installation gemacht werden, wenn sie nicht gleich im normalen Abzug inmitten anderer Arbeiten dargestellt werden. Dafür müssen dann unter Umständen Kolloquien in einem Assistentenraum im Stock tiefer abgebrochen werden, da plötzlich Tränengas aus dem Ausguß heraus den Raum füllt. Diplomanden und Doktoranden arbeiten mitten in diesen Sälen. Lärm und Gestank beeinträchtigen ihre Arbeit und fördern die Gesundheit derer, die dort Jahre verbringen, sicher nicht. In einem dieser Säle brannte vor einem Jahr ein Arbeitstisch und Schrank. Noch heute wird der „Schweinehund" (Zitat) gesucht, der diesen Brand entdeckte und löschte. — Denn sonst hätte wenigstens ein Saal erneuert werden müssen. **M. Baak**

„Es ist ganz interessant, die Methoden kennen zu lernen, nach denen die Chemiker vor 100 Jahren arbeiteten. Heutzutage hat man dazu sonst nirgends mehr Gelegenheit, und im übrigen hat es auch damals große Wissenschaftler gegeben." Diesen Kommentar eines Frankfurter Chemiestudenten brachte das Deutsche Fernsehen (ARD) im Februar vorigen Jahres in einer mehrfach wiederholten Sendung über die unglaublichen Zustände in den Chemischen Instituten der Universität Frankfurt. Die Sendung löste eine bis heute nicht zum Stillstand gekommene Diskussion im Hessischen Parlament, in Presse und breiter Öffentlichkeit aus. Worum handelt es sich nun im einzelnen?

● In dem ursprünglich für 100 Personen vorgesehenen Gebäude arbeiten etwa 450 Menschen — ohne die ungefähr 300 Medizinstudenten, die dort ihr chemisches Praktikum absolvieren müssen. Nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates müßte der dreifache Raum zur Verfügung stehen. Sämtliche Reserven sind längst ausgeschöpft.

● Der einzige große Hörsaal ist viel zu klein. Deshalb müssen die Hauptvorlesungen doppelt gelesen werden. Ein einziger kleiner Hörsaal steht elf Dozenten zur Verfügung. Für Assistenten sind zu wenig Räume vorhanden und Seminarräume fehlen völlig. Die Bibliothek — in der es nur 15 (in Worten fünfzehn) Sitzplätze gibt — kann keine neuen Bücher mehr unterbringen.

● Nicht einmal ein Aufzug steht zur Verfügung; so mußten bis zu sechs Zentner schwere Geräte die Treppen hinaufgetragen werden, von Gasflaschen und ätzenden Chemikalien gar nicht zu reden. Dringend benötigte neue Geräte können nicht angeschafft werden — obwohl ihre Finanzierung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft gesichert wäre — weil die Quadratmeterbelastungsgrenze längst erreicht ist. Abgesehen davon ist auch kein Raum für die Aufstellung dieser Geräte verfügbar.

● Aus Raummangel können keine neuen Lehrstühle besetzt werden, obwohl drei weitere Ordinariate seit 1960 vorgeplant sind. Viel Zeit geht Wissenschaftlern und Studenten verloren, weil nicht genügend Platz zum gleichzeitigen Aufbau von Apparaturen vorhanden ist. — Jeder Chemie- oder Physikraum einer modernen allgemeinbildenden Schule ist wesentlich besser ausgestattet als die Chemischen Institute der Universität Frankfurt.

● Bis 1974 wird ein Anwachsen der Studentenzahl um 20 Prozent erwartet. Dieser Anstieg kann nur durch eine weitere Verschärfung des bestehenden „numerus clausus" aufgefangen werden. Die schon lange geforderte Intensivierung der chemischen Ausbildung für Biologen und Mediziner sowie die erweiterte Ausbildung der HfE-Studenten auf diesem Gebiet ist vollkommen unmöglich. Die Institute können schon jetzt ihrem Lehrauftrag nicht mehr voll gerecht werden. Selbst bei sofortigem Baubeginn wären Dozenten und Studenten noch viel zu lange unhaltbaren Zuständen ausgesetzt — man rechnet mit einer Bauzeit von etwa acht Jahren.

● In einer besonderen Notlage befindet sich das international bedeutende Institut für Biochemie. Ihm stehen zur Verfügung: zwei kleine Laboratoriumssäle unter einem Glasdach, unter dem im Sommer bis zu 40°C herrschen, ferner eine ehemalige Hausmeisterwohnung sowie ausgebaute Toilettenräume und Dachkämmerchen von teilweise nur fünf Quadratmeter Fläche ohne natürliches Licht und Belüftung — zusammen 324 qm. — Benötigt werden mindestens 800 qm.

● Die neben diesem Institut befindlichen Exhaustoren verursachen derartige Erschütterungen der empfindlichen Meßgeräte, daß deren Ergebnisse verfälscht werden. Zudem werden — bedingt durch das Wetter — oft die aus dem gesamten Gebäude abgesaugten giftigen und ätzenden Dämpfe in die Räume des Biochemischen Institutes hineingedrückt und erschweren die Arbeit der Wissenschaftler, die im Sommer ohnehin unter Temperaturen zu leiden haben, bei denen man den Äther in den Flaschen kochen sieht.

Sind diese Zustände nun plötzlich aufgetreten? Nein. Das 1915 für 100 Studenten errichtete Gebäude, im letzten Krieg zerstört, wurde nach dem Krieg unter Mithilfe der Studenten notdürftig repariert. 1953 — im Zusammenhang mit dem Universitätsvertrag — wurden konkrete Pläne für die Neuerrichtung der Chemischen Institute auf dem Gelände der ehemaligen Bettinaschule vorgelegt.

Als das Land beschloß, dort die Hochschule für Erziehung zu errichten, vertröstete man die Chemiker mit einem Projekt auf der Ginnheimer Höhe. Bei den Berufungsverhandlungen zur Errichtung des Biochemischen Instituts 1961 wurden von Professor Pfleiderer Planungen vorgelegt und Forderungen angemeldet, die seitens des Kultusministeriums unwidersprochen blieben, so daß er Billigung annehmen mußte.
Vor fünf Jahren lehnte der Direktor des Instituts für Organische Chemie, Professor Wieland, einen ehrenvollen Ruf nach Bonn ab, nachdem ihm vom Kultusministerium ein neues Institut versprochen worden war. Bis heute wird auf die Erfüllung der Zusage gewartet.

Als sich dann auch das Projekt Ginnheimer Höhe zerschlug, stellte man vor etwa drei Jahren den Chemikern Ersatz auf dem Niederurseler Hang in Aussicht. Wegen der langen Bauzeit legte die Naturwissenschaftliche Fakultät ein Notprogramm vor. Für das Biochemische Institut machte die Fakultät außerdem den Vorschlag, auf dem Gelände zwischen Chemischen Instituten und HfE-Baustelle aus Fertigbauteilen Pavillons zu errichten analog dem in Heidelberg erbauten Krebsforschungszentrum, das binnen eines halben Jahres arbeitsfähig war.
Bei der Studentendemonstration am 1. Juli 1965 wurden in der Ansprache auf dem Römerberg die Chemischen Institute als Beispiel für akuten Bildungsnotstand genannt. Anfang November erklärte Frankfurts Baudezernent, Stadtrat Dr. Kampffmeyer (SPD), in Wiesbaden bestehe offenkundig die Neigung, das Projekt Niederursel zu den Akten zu legen. Wenige Tage später — bei der Rektoratsübergabe — wies der scheidende Rektor, Professor Franz, in aller Deutlichkeit auf die Notwendigkeit schnellster Abhilfe für die Chemiker hin. Wegen Verletzung der Sicherheitsmaßnahmen leitete im November die Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren ein.

Wird das Projekt nun aus finanziellen Gründen seit über einem Jahrzehnt verschleppt? Die mit 1,5 Milliarden verschuldete Stadt Frankfurt hat für die Universität seit dem Kriege 0,5 Milliarden aufgebracht. Sie ist zur Zeit finanziell kaum noch in der Lage, den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten. Das Land hat in den letzten fünf Jahren an die Universitäten Gießen und Marburg jeweils 3x mehr an Haushaltszuschüssen gezahlt als an Frankfurt, obwohl im gleichen Zeitraum die Zuschüsse der Stadt Frankfurt verdreifacht wurden.
Die erste Reaktion auf den Besuch des Hessischen Kultusminister in den Chemischen Instituten erfolgte etwa ein Vierteljahr später, am 10. März 1965, in der Debatte über den Antrag des Abgeordneten Schauß. Der Minister erkannte den Notstand voll an und erklärte, Großer Rat, Kuratorium und Landesregierung seien sich darüber einig, daß den Chemischen Instituten für die Neubauten in Niederursel die Dringlichkeitsstufe eins zuerkannt werden müsse, konnte aber über den Zeitpunkt des Baubeginns keine präzise Auskunft geben.

In einer kleinen Anfrage des Abgeordneten Borsche im Mai 1965 hatte der Hessische Kultusminister erklärt, mit den Planungen für Niederursel könne im Sommer begonnen werden. Warum wurden die Planungen bis heute nicht in Angriff genommen?
Auf die Große Anfrage vom 15. Dezember reagierte Minister Schütte ähnlich wie am 10. März mit einer Aufzählung der Leistungen des Landes für die Universität. Er wisse nichts davon, daß auch im nächsten Jahr eine ganze Reihe von Lehrstühlen unbesetzbar seien, und er glaube auch nicht, daß die Zustände in der Universität die Berufungsverfahren erschwerten. Im übrigen sehe der Große Hessenplan für die Universität Frankfurt einschließlich der HfE einen Gesamtinvestitionsaufwand von über einer halben Milliarde vor.
In der Kritik von Professor Franz an der Lage der Chemischen Institute anläßlich der Rektorratsübergabe heißt es u. a.:

„Die Arbeitsbedingungen spotten jeder Beschreibung und nicht einmal der Feuerschutz ist ausreichend gewährleistet." Der Hessische Ministerpräsident, Dr. Zinn, wußte zu dieser Rede des Rektors, die er selbst gehört hatte, folgendes zu berichten: In dieser Rede „hat der Rektor gewisse Beanstandungen wegen einiger Unzulänglichkeiten erhoben und vor allem darauf hingewiesen, daß die Verhältnisse — wenn ich nicht irre — im Chemischen Institut unzulänglich seien, daß die zuständigen Frankfurter Dienststellen — ich nehme an, insbesondere die Brandschutzpolizei — die Verhältnisse in dem Institut beanstandet hätten, daß aber nichts unternommen worden sei, um diese Verhältnisse zu ändern. Ich las dann in der Zeitung, daß der Herr Oberstaatsanwalt in Frankfurt am Main ein Ermittlungsverfahren gegen Unbekannt wegen Verletzung irgendwelcher feuerpolizeilicher Vorschriften eingeleitet habe. Ich habe mich erkundigt, ein solches Verfahren ist tatsächlich anhängig . . ."

Wenn die Landesregierung ihren Reden nicht bald Taten folgen läßt, wird sie unglaubwürdig bei ihren Behauptungen, Hessen sei ein Musterland. **Peter Engling**

SEXUALKUNDLICHE FACHBÜCHER zur KOSTENLOSEN Benutzung

im Lese- und Informationszentrum
des Fachgeschäfts für Ehehygiene

Beate Uhse

- Erzeugnisse und umfassende Literatur zu Geburtenregelung, Ehe- und Partnerschaftsfragen
- Belletristik
- kostenlose Information und Beratung
- Selbstbedienung

Schillerpassage (am Terrassen-Café) Nähe Hauptwache · Geöffnet: Montag — Freitag 9 — 18 Uhr, Sonnabend 9 — 14 Uhr, Tel. 281536

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn

www.frankfurt-uni68.de

FRAGEN SIE FRAU CHARLOTTE

Liebe Frau Charlotte,

als ich kürzlich das neue Hörsaalgebäude in der Gräfstraße betrat, glaubte ich zunächst, auf einen Kinderspielplatz geraten zu sein. Eine Täuschung? Nein! Knirpse jagten per Rollschuh um Betonpfeiler herum und unter Treppenaufgängen hindurch, kleine Mädchen versuchten sich tolpatschig in grazilen Figuren. Bockenheimer Kinder hatten das Problem des Rollschuhlaufs im Winter gelöst. Endlich wurde mir klar, wozu das breitflächige Parterre dieses Gebäude dienlich sein kann: es trägt über die von Bockenheimer Rotznasen bewerkstelligte Raumausnutzung zur Popularisierung unseres Oberbildungsinstituts bei. Bisher nicht geahnte Möglichkeiten bieten sich hier für die Bildungspolitik: Durch Vermittlung angenehmer und nachhaltiger Kindheitseindrücke, die der jetzt heranwachsenden Generation den Besuch einer Universität selbstverständlich erscheinen lassen, kann ein wesentlicher Beitrag zur Beseitigung des Bildungsnotstandes geleistet werden. Stellen wir die Universitätsgebäude den Kindern als Spielplatz zur Verfügung!

Soll der hier angedeutete Weg erfolgreich beschritten werden, so sind allerdings einige bauliche und organisatorische Veränderungen an unseren Universitäten vorzunehmen, um den später in Scharen herbeiströmenden Jungstudikern die angenehmen Kindheitserinnerungen zu bewahren. Denn ein durch Konfrontation mit dem Universitätsalltag bewirkter Eintrittsschock, wie wir ihn heute so häufig erleben, könnte den Erfolg der Popularisierungsbemühungen in Frage stellen. Die künftigen Studenten sollten das akademische Gruseln allmählich erlernen. Mit Rollschuhen an den Füßen würde der Eintritt in die alma mater sanft und konfliktlos vor sich gehen. Treppen beispielsweise wären dann durch für Rollschuhlauf geeignete Rampen zu ersetzen, Unebenheiten im Fußboden wären zu beseitigen, damit sich Seminarräume, Institute und andere Stätten emsigen Bemühens sportlich, aber gefahrlos errollen lassen. Das ist gesund und trägt zum Wohlbefinden der Rollenden bei; dies wiederum stärkt die Bereitschaft zum Studieren. Besseres Studium, bessere Akademiker – bessere Akademiker, mehr Wohlstand. Sie sehen liebe Frau Charlotte, es ist mir durchaus ernst.

Gewisse Probleme wirft die rollende Universität hinsichtlich der Integration der des Rollens unkundigen Personen auf. Hier müßten während einer gewissen Übergangszeit Nachhilfekurse abgehalten werden. In hartnäckigen Fällen wäre der Einsatz studentischer Rollkommandos in bunten Kitteln zu empfehlen. In sogenannten begründeten Ausnahmefällen könnte man nach Prüfung der häuslichen Verhältnisse und der Einstellung zur Umwelt einen Rollstuhl zur Verfügung stellen. Fußgänger wären dann endlich aus der Universität verbannt, sie gerieten ohnehin unter die Räder.

Glauben Sie nicht, liebe Frau Charlotte, daß der von mir gezeigte Weg zur Reform der Universitäten und damit nicht zuletzt unseres Bildungswesens wieder Fröhlichkeit und sportlichen Geist in diese Stätten geistigen Erlebens tragen würde? Sie verstehen doch etwas davon.

Ihr Gerhard P., aus Biedenkopf

Lieber junger Freund,

Sie haben sich Gedanken zur Universitätsreform gemacht. Recht so! Aber was soll das, meinen Sie wirklich, daß man sich eines Tages per Rollschuh schneller wird fortbewegen können? Ihre Vorschläge zeugen von jugendlichem Optimismus und einem auf das Gemeinwohl gerichteten Verantwortungsbewußtsein. Aber ich glaube, Sie sind zu weit gegangen. Mit Rollschuhen an den Füßen soll Ihrer Meinung nach der Bildungsnotstand behoben werden? Ihr Vorschlag ist so schön, weil so einfach. Aber weil er so einfach ist, läßt er sich nicht verwirklichen. Sicher sind ihre Gedanken diskutierenswert, aber haben Sie sich schon einmal gefragt, warum überhaupt Reformen durchgeführt werden sollten, oder gehören Sie zu denen, die reformieren, um zu reformieren? Der Universitätsbetrieb läuft auch ohne Reformen. Das scheinen Sie übersehen zu haben. Ich sehe jedenfalls keine Chance für Ihre rollende Universität. Wie lange studieren Sie eigentlich schon?

Damit nun Ihre durchaus sinnreichen Gedanken der Nachwelt nicht verloren gehen, empfehle ich Ihnen, sie in einer archivfähigen Broschüre niederzulegen und diese unter die Leute zu bringen. Vielleicht stößt in hundert Jahren irgendein Berufsreformer auf Ihr Elaborat und tut der staunenden Menge kund, daß sie in hundertjährigem Dornröschenschlaf das Ei des Kommilitonen P. übersehen hat.
Verzagen Sie nicht!

Ihre Frau Charlotte

personalien

Magnifizenz Rüegg begrüßt Minifizenz Arneth
Foto: Kolmsee

Professor Dr. Walter Rüegg, Rektor unserer Universität und ehemaliger Student wie auch Professor der Universität Zürich, lud die drei AStA-Vorsitzenden **Arneth, Vater** und **Bücken** zum Universitätsball am 5. Februar nach Zürich ein. Als wahre Studentenselbstverwalter sollten sie sich an Ort und Stelle ansehen, wie ein Universitätsball innerhalb der Universität gestaltet werden kann. Zu diesem Zweck reisten sie bereits zwei Tage vor dem Ereignis an, um die Vorbereitungen mitzuerleben. Magnifizenz Rüegg will so versuchen, die AStA-Funktionäre von dem sommerlich-traditionellen Universitätsball im Zoo-Gesellschaftshaus abzubringen. Als Kämpfer für eine bessere Beziehung zwischen der Universität und der Bevölkerung Frankfurts sähe er diese Veranstaltung gerne in den Mauern der Universität. Unbestätigten Gerüchten zufolge soll das Sommerfest auf jeden Fall vom Römerberg zur Universität zurückverlegt werden.

Wie wir hörten soll in Chikago ebenfalls ein ganz ausgezeichneter Ball in der Universität stattfinden. Die Redaktion des DISKUS hält sich gerne auf Abruf zur Beurteilung des Festes bereit.

Karl H. Döbel, allround-Präsident (er sitzt vor dem Parlament und dem Filmstudio), mühte sich vergeblich unbestimmte Krakel hinter zwei Namen auf der Anwesenheitsliste des Studentenparlaments zu entziffern. Schließlich erhielt er von den Parlamentariern Voell und Pott Auskunft: Die Herren hatten sich erlaubt den Zirkel ihrer Verbindung hinter den Namen zu setzen.

Claudia Büttner, Mediziners neue Kandidatin für die kommende Parlamentswahl, sorgte schon frühzeitig für Publicity, indem sie sich bei einer Werksbesichtigung, eine Ohnmacht vortäuschend, auf den Boden legte. Höchste Würdenträger aus der studentischen Selbstverwaltung, nämlich Lutz Bergau, Fachschaftssprecher, und Rolf Blasberg, Ältestenrat, rissen ihr bei der Bergung zwei Ärmel aus dem Kostüm und legten sie zwar nicht in das Bett aber immerhin auf den Schreibtisch eines Abteilungsleiters.

Gerhard-Wolfgang Schellenberg, ehemaliger AStA-Boß und heute noch einer der eifrigsten Selbstverwalter, geht, um für seine Berufung lebensfähig zu bleiben, bei Neckermann jobben.

Joachim Schwammborn, Parlaments-Vize-Präsident im SS 1965, in Selbstverwalterkreisen auch bekannt durch erfolgreiches Hineinschmuggeln einer Flasche Cognac in den Zoo-Festsaal, kündigte vor dem Quartier Latin an, daß er, aufgrund guter Erfahrungen mit Ehrenkarten für den Sommerball, mit den für Dekorateurdienste vom AStA überlassenen Q. L.-Freikarten wiederum ein gutes Geschäft zu machen beabsichtige.

Professor Dr. med. Karl-Heinz Degenhardt (Humangenetik) wurde von der World Association of Neurological Commission zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

Professor Dr. med. Otto Käser, Direktor der Universitäts-Frauenklinik, ist zum Member of the American Society of Pelvic Surgeons ernannt worden.

kleine chronik

Partnerschaftsvertrag

Zwischen der **Association Générale des Etudiants de Caen (A.G.E.C.)** und dem Allgemeinen Studentenausschuß (AStA) der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt (Main) wurde folgender Partnerschaftsvertrag geschlossen:

„Der AStA der Universität Frankfurt und die A.G.E.C. sind sich ihrer gemeinsamen Probleme bewußt und beschließen eine enge und dauerhafte Bindung mit dem Ziel, freundschaftliche Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu schaffen.

Das Austauschprogramm hat ein gegenseitiges Verständnis aller studentischen Fragen zum Inhalt und nutzbringende Überlegungen über den Aufbau der studentischen Selbstverwaltung.

Weiterhin beabsichtigen wir, im Jahre 1966 zwei Arbeitstreffen durchzuführen. Das erste erstreckt sich über die deutsch-französischen Beziehungen nach dem zweiten Weltkrieg und soll in Frankfurt stattfinden. Das zweite Seminar hat allgemeine studentische Probleme, den Aufbau des Studiums und die Berufsaussichten zum Thema; es wird in Caen stattfinden. Darüberhinaus werden wir uns bemühen, sportliche Begegnungen zu gestalten und ein Austauschprogramm auf kultureller und politischer Ebene durchzuführen." G. V.

Kein Mensaessen für Leute

Bockenheimer Rentner, Büroangestellte, Lagerarbeiter, Verkäuferinnen, Tankwarte und andere, die sich bisher mit vergleichsweise preiswertem Mensaessen verköstigten, mußten vor Weihnachten ihr Mittagsmahl in umliegenden Schänken und schmuddligen Imbißstuben einnehmen, da ihnen vom blaubekittelten Mensadienst mangels Nachweis des Studentseins der Zutritt in das Mensagebäude verwehrt wurde. Die auf Betreiben des Vorstandes des Studentenwerkes an einigen Tagen durchgeführte Ausweiskontrolle sollte gewährleisten, daß nur der Personenkreis in den Genuß des verbilligten Mensaessens kommt, von dem das Studentenwerk durch Beiträge getragen wird und dem der Zuschuß des Landes Hessen zukommen soll – dazu gehören die Studentenschaft und die Universitätsangehörigen. An den Tagen der Kontrolle waren zwar die Schlangen vor den Essenausgabeschaltern etwas kürzer, die Platzsuche aber nach wie vor recht mühsam. Bliebe zu wünschen, daß der studentische Mensadienst sein wachsames Auge auch einmal auf die sitzplatzblockierenden Skatspieler werfen würde. Pck

Schrumpfparlament

Das Frankfurter Studentenparlament ist von galoppierender Schwindsucht ergriffen. Von den ursprünglich gewählten 52 Kandidaten sind nur noch 43 im Amt. Davon sind vier verzogen oder aus persönlichen Gründen ausgeschieden, zwei Parlamentarier wurden wegen zu häufigen Fehlens ausgeschlossen. Drei haben schließlich aus Protest über die dauernde Beschlußunfähigkeit und den schlechten Arbeitsstil des „Hohen Hauses" ihr Mandat niedergelegt.
Wahrscheinlich versucht das Studentenparlament auf diese etwas merkwürdige Weise seine Verkleinerung und bessere Arbeitsfähigkeit zu erreichen. Sb

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf *28 76 41

Peter Naacher

Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Die Uni in der Tasche

Völlig neu bearbeitet
und stark erweitert
ist soeben der

Hochschulführer

in 2. Auflage erschienen.
Erhältlich im AStA oder beim Pförtner
im Hauptgebäude

Für DM 2.– ein Semester sparen!

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT seit 1868

BUCHHANDLUNG UND ANTIQUARIAT FÜR MEDIZIN

In Kliniknähe, Haltestelle Hochhaus Süd (Hippodrom) der Linien 1 11 15 21
Telefon 61 29 93
Frankfurt Süd 10
Gartenstraße 134

Demmig-Bücher

Vom Zählen b. z. Gleichung 1. Grades	DM 7,80	Differentialrechnung	DM 11,50
Von Proportionen b. z. Gleichung 2. Gr.	DM 9,60	Integralrechnung	DM 5,80
Vom Punkt bis zum Kreis	DM 6,50	Differentialgleichungen	DM 4,30
Von Koordinaten b. z. Funktionsgleichung	DM 8,50	Statik starrer Körper	DM 11,50
Gleichungen der Geraden	DM 6,50	Festigkeitslehre	DM 11,50
Gleichungen von Kreis, Ellipse,		Dynamik des Massenpunktes	DM 7,50
Hyperbel und Parabel	DM 8,50	Dynamik des Massenkörpers	DM 5,00
Arithmethik und Algebra	DM 6,00	Einführung in die Vektorenrechnung	DM 3,00

vermitteln grundlegende Kenntnisse in leicht faßlicher, prägnanter Darstellungsart.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung

DEMMIG VERLAG KOM. GES. · 61 DARMSTADT-EBERSTADT

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Studenten proben den Aufstand wie die Herren Plebejer des Poeten Grass

Von 3500, die gerne billiger Straßenbahn fahren wollten, hatten sich ganze 200 vom gratis ausgeschenkten Apfelwein anlocken lassen und zogen denn mit vom AStA gestellten Schildern (die sich mehr durch Farbe als durch einfallsreiche Beschriftung unterschieden) vor den altehrwürdigen Römer. 200 Demonstranten wollen vom Boß der von den Studentenvertretern bestellten Funktionäre hören, wozu man eigentlich protestiere, denn leider läßt sich kein Mitglied der Stadtverwaltung oder -verordnetenversammlung blicken. Die Petition, so heißt es, werde überreicht werden.
Und auf gehts zum spektakulären, Verkehrsstockungen hervorrufenden und die Menschenmassen aufwühlenden Umzug: Schwerbewacht von einer Eskorte Bereitschaftspolizei, die bemüht ist, den eher durch ihre eigene Anzahl denn durch die der Demonstranten ins Stocken geratenen Verkehr wieder in Bewegung zu bringen, wälzt sich das Häufchen der Aufrechten dem Rathenauplatz zu. Voran fährt als massive Alternativlösung zur teuren Straßenbahn das billige Goggomobil oder gar das noch immer unbesteuerte Fahrrad. Immerhin gelingt es, einigen stehengebliebenen Passanten Flugblätter in die Hand zu drücken, die von der Not eines sozial deklassierten Standes künden. Das Heerwürmchen sammelt sich vor der Straßenbahndirektion, der Äpfelwein ist leider zu Ende; so macht sich der Unmut der Durstigen luft in Sprechchören mit „Stein raus" oder „Feigling", den Mann zu reizen, der an allem die wenigste Schuld hat und zudem jetzt auch gar nichts mehr ändern kann. Ins Gebäude eindringende Grüppchen glauben schon hinter der Uniform eines Portiers den vermummten Direktor entdeckt zu haben. Da erbarmt sich der schließlich und zeigt sich der jetzt huldigenden Menge, den AStA-Vertretern wohlwollend die Hand schüttelnd.
Einträchtig am grünen Tisch sinniert man denn noch über die trübe Finanzlage der Stadt und wie dem abzustellen die Straßenbahn ihr Teil beitrage. Väterlich begütigend tröstet der Direktor die Vertreter, er kenne wohl die Not der Studenten, sei doch zu seiner Studentenzeit auch nicht immer alles einfach gewesen. Man trennt sich einträchtig, der kaum aufgewirbelte Staub hat sich längst gelegt, alles okay, nur leider: Die Fahrpreise bleiben.
Fragt sich der Chronist: Wo bleibt die Lobby für den Studenten, die zu machen er, wie in Kürze wieder, ein Parlament wählt und einen AStA finanziert? Was bedeutet es mehr als ein eitel Vorzeigen der kärglichen Existenzberechtigung von Funktionären, die erst dann, als es längst zu spät ist und die von den Dächern pfeifenden Spatzen sich nur noch dunkel erinnern, sich bemühen, einen Protestzug zusammenzubasteln, um dann ein Gefecht wie das Hornberger Schießen zu liefern . . .
Ende Oktober war bekannt, daß die Preiserhöhung kommt, Ende November wußte jeder Zeitungsleser, daß der AStA davon Wind bekommen hat und Offene Briefe schreibt und „Maßnahmen in Erwägung zu ziehen sich vorbehält", in der Parlamentssitzung vom 30. November führt man dann resignierend das erste Rückzugsgefecht und nimmt zur Kenntnis, daß der Stadtsäckel die Erhöhung durchgesetzt hat und der Haushaltsplan verabschiedet ist.
Und erst dann, als die ersten 4999 Karten zum erhöhten Preis ausgegeben sind, erinnert sich der müde AStA, daß man, wie damals am 1. Juli, seine Mannen auf die Straße schicken könne. Es werden Unterschriften gesammelt, die — ein Plakat vor der Mensa kündet es treffend — wohl auch nur dem selbstgefälligen Bauchstreicheln von Funktionären dienen, 3500 Unterschriften gehortet und veraktet zu haben. Mag sich der AStA reinzuwaschen versuchen, der Chronist würde nur eine Erklärung dulden: Wie das deutsche Volk diesen seinen amtierenden Bundespräsidenten wohl zu Recht verdient hat, so auch die Frankfurter Studenten diesen ihren AStA.

Chr. B.

Alle Register gezogen

Entdeckungen an der Universität

Rosarot, ein Vorschlag des ehemaligen AStA-Bosses Schellenberg (siehe Text und Bild Seite 11), präsentiert sich die zweite erweiterte und neubearbeitete Auflage des Hochschulführers 1966.
Hat man aber die ersten Anzeigen, das Impressum, das Inhaltsverzeichnis, Bild und Geleitworte umgeblättert, so liegt die umfassendste, nicht nur jedem Anfangs- sondern auch dem Fortgeschrittenen-Semester zu empfehlende Orientierung vor, die bei eifrigem Lesen jeden Fragebogen vor Scham erröten ließe. Hier können mehrere Semester gespart werden.
Der aufmerksame Leser macht Entdeckungen, die ihm wohl vorenthalten worden wären, hätte er nicht dieses treffliche Hausschatzkästlein zur Hand: jeder Student und jede Studentin in Frankfurt gehören zu ihrer Gemeinde. Dafür verspricht denn auch die katholische Studentengemeinde für dieses Jahr neue bezugsfertige Wohnheime. Diesesmal fehlt auch die Satzung, vielleicht in der Erkenntnis, daß den Studenten seine eigenen Angelegenheiten am wenigsten interessieren. Aber nun, endlich kommt die Kommilitonin und der Kommilitone nach vierzig Seiten darauf, was vielleicht in einem Geleitwort gemeint war — Studium: ein Abenteuer, unbekannte Horizonte: das Verzeichnis der Studentischen Vereinigungen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität.
Ausgeschieden sind u. a. im letzten Jahr: die „Hochschulgruppe des demokratischen Kulturbundes Deutschlands" (ein Werk des MAD?), die „Demokratisch-Soziale Hochschulgruppe", die „Kleine UNO Frankfurt", die „Studentische Pfadfinderrunde" und der „Bund ostpreußischer Studierender". Die „Deutsch-Israelische Studiengruppe" wechselte von „Weiteren Vereinigungen" zu „Politischen Vereinigungen".
Doch wo steht das Register der Zwecke dieser Vereinigungen, das jedem Erstsemestrigen seinen künftigen Lebensweg weist. Trotz Inserenten und Sachregister wird er sie vergeblich suchen. So sieht sich denn der Rezensent gezwungen hier abzubrechen. Er wird in der folgenden Nummer mehr über den Hochschulführer berichten.
Doch nun zum Ausschneiden und späteren Einfügen zwischen den Seiten 46 und 47 des Hochschulführers ein ausführliches Stichwortverzeichnis.
Das Register der Zwecke der Bewegungen, Bünde, Chöre — (auch Korps sprich „chor"), Clubs, Collegien, Convente, Dienste (services), Gemeinschaften, Gilden, Gruppen, Kartelle, Klubs, Kongregationen, Korporationen, Kreise, Missionen, Ringe, Runden, Schaften, Unionen, Verbände, Verbindungen, Vereine, Vereinigungen erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Jedoch sind weitere Vorschläge sehr willkommen.

H. S.

Arbeit — 1. wissenschaftliche (AGFP), 2. praktische (AGFP), 3. Zusammen- aller (ISV)
Aufgaben — 1. karitative (WUS), 2. Bildungs- (AG), 3. der Auseinandersetzung (AG)
Berufsauffassung — 1. verantwortliche (HRDP), 2. christliche (HRDP)
Beschäftigung — 1. mit Gegebenheiten (OAK), 2. mit Problemen (DPA)
Betreuung — 1. von Kindern (ASB), 2. berufsethische (SBHLE)
Bildung — 1. der Persönlichkeit (G), 2. der Entwicklung (G), 3. Heran- (BFIS)
Buch — 1. Kommers- (allg., dt., mit Nägeln)
Chor — a) tönend: 1. Studenten- (FM, CM); b) ohne Ton und Takt: 1. Corps: (a) österreichisch (Austria), (b) fränkisch (Frankonia), (c) sächsisch (Saxonia)
Denken — 1. der Studentinnen (HAG)
Ebene — 1. wissenschaftliche (WKVSS), 2. künstlerische (WKVSS), 3. gesellige (WKVSS)
Einsatz — 1. tätiger (GKSA)
Eintreten — 1. für den Grundsatz (BFIS)
Entfaltung — 1. freie (HRDP), 2. geistige (HRDP) 3. wissenschaftliche (HRDP)
Entwicklung — 1. geistige (G), 2. charakterliche (CSL, CCLF)
Erziehung — 1. gegenseitige (CPAS), 2. zu Persönlichkeiten (VDSt)
Förderung — 1. der Verständigung (WUS), 2. der Geselligkeit (CSL), 3. der Bestrebungen (SVAMV), 4. gegenseitige (KSGB), 5. in der Verwirklichung der Prinzipien der Vereine (KSGB), 6. des Studentinnen-Tagesheimes (Raum 108), 7. der Beziehungen (VAS), 8. des Verständnisses (DPA), 9. aller (VAS)
Formen — 1. herkömmliche (WKAEV)
Fragen — 1. ostdeutsche (HAG), 2. osteuropäische (HAG) 3. der Gegenwart (AG)
Freundschaft (amicitia) — 1. lebenslange (CCLF) 2. enge (KDS)
Führung — 1. Zusammen- (JS)
Gegebenheiten — 1. historische (OEAK), 2. soziale (OEAK), 3. politische (OEAK), 4. kulturelle (OEAK)
Gemeinschaft — 1. Bildungs- (BNDH), 2. Lebens- (BNDH), 3. Aktions- (BNDH), 4. Altar- (BNDH), 5. studentische (AG, FW), 6. echte (FW)
Geselligkeit — 1. fröhliche (KWV), 2. studentische (WKAEV), 3. in Formen (WKAEV)
Grundlage — 1. sittliche (BFIS), 2. wissenschaftliche (BFIS)
Grundsatz — 1. der Freundschaft (CCLF)
Heimat — 1. aus ihrer (AG)
Korporation — 1. traditionsbewußt (FUS), 2. zeitentsprechend (FUS), 3. ausgerichtete (FUS), 4. studentische (FUS)
Kreis — 1. enger (KWV), 2. befreundeter (KWV)
Leben — 1. studentisches (WKVSS) 2. -sraum (GKSA), 3. -sgestaltung in Christus (HSK), 4. christliches (MKDS), 5. deutsches (BFIS), 6. Studenten-, deutsches (CCLF), 7. -form (ATT), 8. geselliges (KDS), 9. Arbeits- (GAG)
Liebe — 1. Vaterlands- (KWV)
Lied — 1. deutsches (FUS)
Persönlichkeiten — 1. auf Grundlage (BFIS)
Pflege — 1. der Wissenschaft (G), 2. der Geselligkeit (GFW), 3. der Beziehungen (CADS, KBK), 4. der Interessen (ISV) 5. deutschen Lebens (BFIS), 6. der Überlieferungen (CCLF), 7. des Liedes (FUS), 8. der Bestrebungen (SVAMV), 9. der Liebe (KWV), 10. aller Arten (ATT), 11. der Gemeinschaft (FW), 12. der Freundschaft (KDS), 13. der Verbundenheit (AVHD)
Primat — 1. grundsätzliches (GKSA)
Prinzipien — 1. der Vereine (KSGB, WKSV)
Probleme — 1. des Volkes (AG)
Rahmen — 1. einer Korporation (FUS)
Sinn — 1. wissenschaftlicher (KWV)
Streben — 1. ernstes (FW), 2. nach Religion (FW), 3. nach Sittlichkeit (FW) 4. gemeinsames (WKSV)
Überlieferungen — 1. wertvolle (CCLF)
Unterstützung — 1. gegenseitige (VGS)
Verbundenheit — 1. landsmannschaftliche (AVHD)
Verkündung — 1. missionarische (SMID)
Verständigung — 1. internationale (WUS)
Vertiefung — 1. des Lebens (MKDS)
Volk — 1. -steile (AG), 2. unser (AG, VDSt)
Wahrung — 1. der Entfaltung (HRDP) 2. der Lebensform (ATT), 3. der Geselligkeit (ATT), 4. der Weltanschauung (KDS)
Wissenschaft (scientia) — 1. wahre (KDS)
Zusammenfassung — 1. aller (GEW)

happenings

Unfug
Da unser Gesellschaftsreporter mit Beginn der Faschingssaison verschwunden ist, können einschlägige Nachrichten nicht erscheinen. Sollten Sie einen Herrn treffen, der über den DISKUS Witze reißt, halten Sie diese oder den Herrn fest.

Unfug, grob
Bei Nachfrage dementierte ein Herr der Verwaltung des Senckenbergmuseums, etwas mit dem Saurierfreigehege zu tun zu haben. Das sei kein Plan, hieß es, sondern ein grober Unfug von Studenten — der Verdacht kam auch Soziologen, die das Schild „Saurierfreigehege" neben dem Institut für Sozialforschung gesehen hatten.

Unfug, fein
Die Damenstrümpfe, die in der Mensa verkauft werden, sind nicht aus Schokolade, zum lustvollen Verzehr für Fetischisten bestimmt. Das unermüdliche Schaffen der Mensologen konnte an der Möglichkeit eines Strumpfwechsels in Kaffee- und Kuchenzeit nicht mehr vorbeisehen. Beglückte Damen danken es Ihnen? Oder kaufen Damen auch nicht?

Unfugen
Schon wieder fand ein Konzert zu Gunsten des Wiederaufbaus des Opernhauses statt. Der Künstler ist unschuldig.

Sehr ernst
Ein junger Vertreter des umworbenen Straßenbahnschaffner-Nachwuchses sah sich jüngst der Volkswut ausgeliefert, als eine Matrone seine Mahnung, ihr Fahrschein sei nicht mehr gültig, mit der Antwort quittierte: „Sie sind wohl auch so ein Student!" Seine Entgegnung, er sei Schaffner und kein Student, und die Dame möge bezahlen, rief nur eine Drohung mit dem Regenschirm hervor. Die Dame bezahlte schließlich und man einigte sich, daß das mit den Studenten keine Art sei und es denen wohl überhaupt zu gut gehe. Die Dame hatte bezahlt, nachdem ihr Zorn verraucht war. Es schien nur recht und billig zu sein, daß die Studenten sich über höhere Tarife beklagen, aber dann können sie auch schließlich die verteuerten Karten bezahlen!?

W.

Schlüsselverfügung
Kopfzerbrechen bereitet es einigen Professoren, die im Glaskasten der Philologen domizilieren, daß in denselben des Nachts ungehindert jedweder, der einen Schlüssel besitzt, eindringen könne. Es wird befürchtet, daß die Zahl der Inhaber von Schlüsseln eine vierstellige Zahl erreicht habe. Deshalb soll jeder, der einen solchen legalen besitzt, demnächst mit einem Berechtigungsausweis ausgestattet werden. Dem Vernehmen nach befürchtet man nächtliche Orgien der wissenschaftlichen Hilfskräfte, Entweihung der geheiligten Seminarräume. Ein Kunsthistoriker, nachträglich zum geschäftsführenden Direktor ernannt, soll sogar von Bacchanalen gesprochen haben. Die neuen Ausweise werden, wie man hört, bis zum Quatier Latin gedruckt und ausgegeben sein. Ob eine professorale Wache, zumindest am 11. und 12. 2., den Quatiertagen, aufgestellt werde, war bei Redaktionsschluß noch nicht zu erfahren.

J.

Anstrengende Überraschung
Die Galerie PATIO in Sachsenhausen veranstaltete ein Happening. Wer zuerst wieder ging, versäumte am wenigsten. Den übrigen Freunden der Nichtkunst wurden Holzleisten und nasse Zettel in die Hand gedrückt, Sicherheitsnadeln mit Tesafilm auf die Stirn geklebt und Eierschalen in die Taschen gesteckt. Die zwei Stunden waren noch langweiliger als dieser Bericht. — „Quod erat demonstrandum!" sagte der Veranstalter auf die Frage nach dem Unsinn der Sache.

M.

foto WAGNER
Frankfurt am Main
Bockenheimer Warte · Telefon 77 16 57
Nur 1 Minute von der Universität
Verlangen Sie unsere Preisliste

Wir verleihen:
Kinokameras
Fotoapparate
Filmprojektoren
Diaprojektoren
Lichtbildwände
Blitzgeräte
Ferngläser
Stative
Filmbetrachter
Filmleuchten
Tonbandgeräte

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89
Kollegbedarf
Füllhalter
Feinpapiere
Geschenke
Büro-, Zeichen-, Schulartikel

FAHRSCHULE
FRANKFURT/M.
Bockenheimer Landstraße 95
Telefon 77 91 40
Grundgebühr: DM 50.—
Fahrstunde: DM 12.50
POHL
seita Jhren die Fahrschule der Studenten

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 23633 und 25246
Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften
Universitätsbuchhandlung
Blazek & Bergmann

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Literatur-Dialog von Adam Seide

Fortsetzung von 1/66

A: diese vertrackte Symbolik. – „Die Stimme hinter dem Vorhang" in Darmstadt –, sie kennen den Text?
B: Nein. Erzählen sie.
A: Das ist nicht viel: vor dem Vorhang vier oder fünf Söhne des Mannes hinter dem Vorhang, dazu noch eine Tochter. In der Art gepflegter Konversation werden Ansichten ausgetauscht, zu denen Beispiele zitiert werden, manchmal mischt sich die Stimme von hinten ein.
B: Und das gefällt ihnen nicht?
A: Ja, weil es nicht aufklärt, sondern vernebelt. Da sind mir die Scheindialoge von Franz Mon doch lieber: „Herzzero", 1962 wurde ein Ausschnitt davon im Hessischen Rundfunk gesendet, der ganze Text harrt noch der Aufführung. Ein „konkreter" Text, „einspurig", durch vier verschiedene Stimmen gesprochen, so geschnitten, daß Dialogisches sich einstellt, dies fegt das bennsche Gemunkel einfach beiseite.
B: Also aufklären müssen Dialoge?
A: Ja, nehmen wir Müllers „Dialoge über Deutschland", die ja die „neue bühne" zuerst aufführte und die man jetzt in den Frankfurter Kammerspielen wieder prüfen kann: wie hinterhältig und listig wird dort dieses Geschäft betrieben,
B: die Ansichten von Herrn Müller über politische Fragen an den Mann zu bringen.
A: Die stehen dann aber da.
B: Bei Benn?
A: wirds weinerlich.
B: Das heißt, daß sie der Meinung sind, daß die Meinung – „in einem falschen Leben sei kein richtiges möglich" nicht literaturfähig ist?
A: Ganz und gar nicht. Denken sie nur an Beckett.
B: „Warten auf Godot"?
A: Nein, das ist vermischtes Theater, da werden gelegentlich wohl Wörter ausprobiert, vorgezeigt, dargestellt, aber das meine ich nicht. Ich meine Beketts wichtigstes und zugleich unbekanntestes Buch, wahrscheinlich das wichtigste des Jahrhunderts, vom Range der „Göttlichen Komödie", da wir schon mal Dante-Jahr haben, will ich auch nicht vergessen das erwähnt zu haben.
B: Was denn? Und welches Buch meinen sie, sie machen mich neugierig?
A: Nun, zu sagen, daß Beketts „Wie es ist" im Range der Göttlichen Komödie gleich kommt.
B: Ein Roman, in dem ein Gammler vorsichhinmurmelnd durch den Straßengraben kriecht, gleich Dante?
A: Ein Epos von etwa dreimal dreihundert Versen, eine raffinierte Konstruktion, nur dem System Leben nachgespürt, herausgefunden „da ist etwas das nicht stimmt", monologisch, von großer rhythmischer Qualität. Es muß aufgeführt werden, um zur Geltung zu kommen. Stumm gelesen, scheint mir, bleibt es tot.
B: Auf der Bühne?
A: Nein, in der Kirche, damit das Oratorische, oder vielmehr das Vokale der Gregorianik zum Tragen kommt.
B: Sprechgesang? – Ist es schon mal aufgeführt worden?
A: Ja, Sprechgesang, wenn sie so wollen. – Und um auf die andere Fragen zu antworten, ich habe es zweimal versucht, Teile zu lesen, in einer kleinen Kirche in Kriftel und in dem Andachtsraum der evangelische Studentengemeinde. Ich würde es gerne nochmal versuchen, wenn mir wieder eine Kirche zur Verfügung stünde. Aber zum Thema zurück: Michelsen und Weiss noch.
B: Allmählich reicht es aber. Und die 110 Zeilen dürften weit überschritten sein.
A: Es sollen auch nur noch Andeutungen werden. Vielleicht ist ja noch etwas Platz da. Zu Michelsen also, dessen letztes Stück „Helm" noch in den Kammerspielen läuft, wie „Warten auf Godot" übrigens auch.
B: Michelsen hat doch gerade den Gerhart-Hauptmann-Preis bekommen, und man erzählt von ihm den Witz, ein Kritiker hätte irgendwann geschrieben, Michelsen stünde auf den Schultern Becketts, darauf dann die Frage, was er mache, wenn Beckett mit den Achseln zucke.
A: Der also ist es.
B: In welchem Zusammenhang steht Michelsen nun mit dem Thema?
A: Sicher hat Michelsen einen gewissen rhythmischen Duktus ähnlich mit Beckett und auch die Offenheit der Stücke, aber sonst ist da eine kräftige Realistik der Figuren und Kunstgriffe, Artistik, die nichts mit Bekett gemein haben. Genau genommen hängt bei Michelsen alles von der Realisierung der Realistik der Figuren ab, gelingt das nicht, ist die Aufführung schon verpatzt.
B: Unser Thema!
A: Wie bitte?
B: Unser Thema!
A: Ach so, richtig. Was Michelsen betrifft, so sind es fast ausschließlich Monologe, die da gesprochen werden, kaum Handlung, die Handlung, der Vorfall war schon oder wird als zukünftige Möglichkeit gefürchtet. Die Monologe gegen eine Wand ebensolcher Monologe gesprochen. Kommunikation ist nicht möglich.
B: Verstehe. Scheußlich.
A: Nun zu Weiss.
B: Marat?
A: Der klassische Dialog zwischen de Sade und Marat darin, aber das meine ich nicht. Ich wollte nur kurz noch auf „Die Ermittlung" hinweisen.
B: Machen wir uns da nicht der Blasphemie schuldig?
A: Weswegen? Nein, was da ist, darüber kann auch gesprochen werden, bei allem Respekt.
B: Also?
A: Da die Handlung so scheußlich ist und überhaupt nicht daran zu denken ist, sie auf die Bühne zu bringen und ja, ich würde sagen, die Dimensionen weiter ohne ungenau zu werden, und eine Beteiligung bei eben der Ermittlung verlangt wird, scheint mir, ist es beinahe die einzige Möglichkeit es so auf die Bühne zu bringen, wie das von Peter Weiss gemacht worden ist.
B: Wie?
A: Nun sich an die Akten halten, rhythmisieren, in Gesänge ordnen, ein Oratorium daraus machen.
B: Haben sie jetzt alles schön in Kategorien geordnet?
A: Nein, nur einige Tendenzen, einige neu heraufkommenden gesichtet.

film

Pikanterie der Widersprüche

Der geteilte Himmel

Daß dieser Defa-Film von Konrad Wolf auch in der Bundesrepublik Beachtung gefunden hat, ist kein Zufall. Zum einen ist er der differenzierteste und kritischste Film, den wir von „drüben" kennen, zum anderen läßt sich auch weit und breit in der hiesigen Produktion nichts sehen, das ihm vergleichbar wäre. Das betrifft Form und Inhalt gleichermaßen. Von einigen groben Schnitzern abgesehen, ist er eine der ehrlichsten und glaubhaftesten Darstellungen des heutigen Deutschland, besser: des einen. Der Titel des Films könnte zunächst sicherlich suggerieren, es handele sich bei dem Sujet dieser Buchverfilmung um die Teilung Deutschlands. Das ist, um es gleich zu sagen, falsch. Die Spaltung in zwei deutsche Staaten ist im Film selbst unwiderruflich vollzogen. Es gibt vorderhand keine Hoffnung für dieses geteilte Land, es gibt allenfalls Hoffnung für den einen Staat, in dem man lebt, an dem man mitwirken kann. Auch wenn vieles in ihm als Reflex auf den anderen zu verstehen ist.

Das betrifft in erster Linie die beiden Protagonisten der Geschichte, den Chemiker Manfred und die im Waggonwerk arbeitende Studentin Rita. An beiden und an dem Stück Weges, das sie gemeinsam gehen, werden die Schwierigkeiten und Widersprüche einer Gesellschaft exerziert, die heute, trotz Mauerbau im wesentlichen noch die gleichen sind. Er revoltiert enttäuscht – allerdings mehr thesenhaft – gegen einen erstarrten und dogmengläubigen Sozialismus und wird zum „Republikflüchtigen", sie will ihm trotz ihrer Liebe nicht folgen und entscheidet sich – nicht ganz glaubwürdig – für eine Heimat, die in der notwendigen Mitwirkung an der neuen Gesellschaft besteht. Sie ist, wenn man so will, eines der Gewissen der Filmautoren.

Manfred als der „zornige junge Mann" dagegen ist eher als Vehikel der Negation zu verstehen, die dieser Mitwirkung, dem Engagement vorausgeht. Seine Sympathie für ihn verhehlt der Film nicht. Viele der scheinbar irrationalen Argumente, die er ins Feld führt, artikulieren genau das Denken eines Teiles der DDR-Jugend, die sich gegen das Allwissen der Staatspartei, gegen ihr kausal-mechanisches Verdikt auflehnt. Von hier aus ist auch besser zu verstehen, daß die im Film zuweilen geäußerten Trivialitäten einen ganz anderen gesellschaftlichen Rang haben, als etwa bei uns. In ihren quasi-philosophischen Verkleidungen sind sie der gesellschaftlichen Realität, dem Gefühl „für die Pikanterie der Widersprüche", wie einmal geäußert wird, viel näher, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Ein Satz wie: „Der Bodensatz der Geschichte wendet sich gegen den einzelnen" mag hier nur als Beispiel für viele stehen.

Die Rückblenden der Geschichte, die hier erzählt wird, bewegen sich wie das in die Vergangenheit zurücktauchende Bewußtsein sprunghaft und unchronologisch. Die oftmals sehr rasche Schnittfolge beleuchtet Gesichter und Situationen, montiert einzelne Sätze in sie hinein, die plötzlich vorspringend ihren Gegenstand suchen, abgeschnitten werden oder in die nächste Sequenz überwechseln. Manches von dem, was der Film in den Realitätspartikeln seiner Aufzeichnung zusammenträgt – oft nur andeutend oder verschlüsselt – ist von bestechender Authentizität, die wahrscheinlich nur der richtig wahrnehmen kann, der einige Zeit in der DDR gelebt hat. Das Gleiche gilt für die repressive Ideologie und den periodisch auftretenden „Druck", der zuweilen eine recht merkwürdige, unfaßbare Realität gewinnt.

Der Film bedient sich dieser formalen Mittel nicht ohne besondere Absicht. Vieles, was aus dieser Gesellschaft herausdestilliert werden soll, kann nur behutsam und mit dem Willen zur Änderung geschehen. Er transzendiert dabei aber auch den Rahmen bloßer gesellschaftlicher Reflexion und vermag so, mühelos in die literarische Dimension der Buchvorlage zu springen, die im Film als die über dem Geschehen liegende Erzählerebene erscheint.

Ebenso kommen immer wieder für Sekunden bestimmte Fixpunkte im Bild, die Türme der Marktkirche, der Eingang zur Waggonfabrik, die Allee, die, schwarzüberzogen die Flucht Manfreds signalisiert. Der Film suggeriert mithin die Kleinheit und Enge einer Welt, aus der sich „der seltsame Stoff Leben" zu befreien trachtet, um doch immer wieder in sie eintauchen zu müssen.

Christa und Konrad Wolf haben in ihrem Film den Weg zurück zur gesellschaftlichen Dialektik angetreten, gemäß dem Satz, daß nur das Aufdecken von Widersprüchen hilft. Und doch tut sich der Film schwer, diese Hoffnung zu formulieren. Die Resignation, das Ergebnis immer neuer und zum Teil erheblicher Schwierigkeiten ist allgegenwärtig in ihm.

Inzwischen nun ist auch „Der geteilte Himmel", wie „Lots Weib" und andere Filme, im Zuge der jüngsten kulturpolitischen Neuorientierung unter die Räder des Parteiverstandes geraten und aus den Spielplänen entfernt worden. Wie sagt doch der Genosse Schwarzenbach im Film: „Was zäheres als ne'n Spießer gibt es nicht."

Hartmut Engelmann

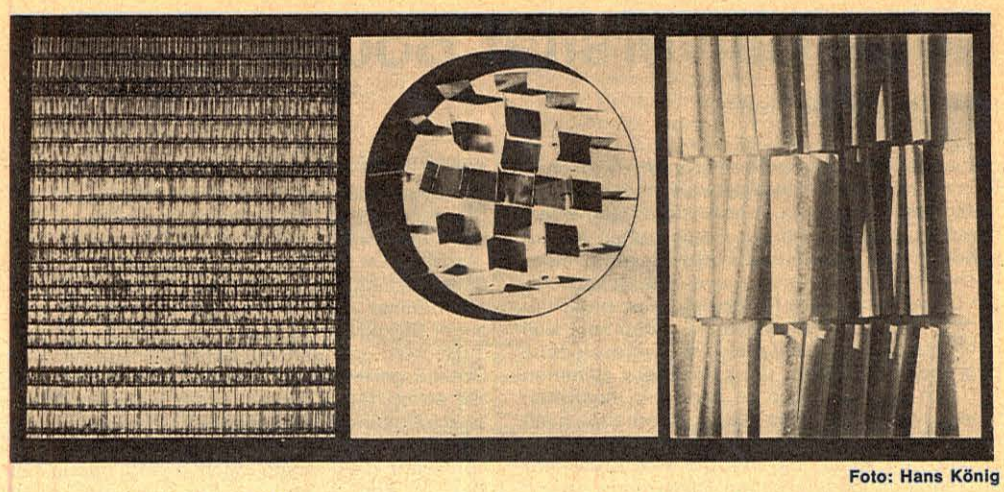


Foto: Hans König

galerie

Kultermann

Die „studiogalerie" hat diesmal statt einer weiteren Ausstellung einen Vortrag veranstaltet (in Zusammenarbeit mit dem Kulturreferat). Anlaß war die Tatsache, daß die Studentenschaft neuerdings in dem Ausschuß des Senats vertreten ist, der über die Aufträge an Künstler zu entscheiden hat, welche mit den Neubauten der Universität zusammen vergeben werden.

Dr. Udo Kultermann, ehemaliger Leiter des Museums Schloß Morsbroich in Leverkusen, versuchte seine Konzeption einer Integration von bildender Kunst und Architektur an Hand von Lichtbildern historisch zu entwickeln. In Afrika und Indien wurden Bauwerke aus Felsen gemeißelt, die Plastik und Architektur in einem darstellen. In der Antike beginnt am Tempel die Plastik eigene Formen zu entwickeln. Dr. Kultermann unterließ es darzulegen, wie es in der Neuzeit zur Loslösung der bildenden Kunst von den kultischen Bauwerken kam. Er steuerte direkt auf seine Idee von einer „neuen Einheit" zwischen Kunst und Architektur zu. Man erfuhr kaum, inwiefern Malerei und Plastik auf der einen Seite und Architektur andererseits eigenständige Traditionen herausbildeten. Dadurch wurde das Problem etwas verharmlost.

Die moderne Kunst hat ein Ausmaß an Zweckfreiheit erreicht, die sie auf eine dekorative Funktion zu reduzieren droht, während die Architektur sich widerstandlos den Zwecken der Industriegesellschaft zu überantworten droht. Insofern als heute den neuen Materialien das der Kunst spezifische abgewonnen wird, kommt die Arbeitsweise dem Architekten entgegen; zu selten entspricht sie den gewöhnlichen Ideen des Künstlers. Materialgerechtigkeit ist die gemeinsame Basis, auf der sich aus dem Kontrast zwischen Zweckmäßigkeit und Zweckfreiheit ein stilbildendes Kraftfeld aufbauen läßt. Diese allgemeine Formel wäre, um nicht Reads Formel von Materialädquatheit zu verfallen, noch zu konkretisieren gewesen.

B.

GEGENSTÄNDE ZUM ANGUCKEN nennt der Aussteller die Stücke, die sonstwo „optische Objekte" heißen würden. Da die Hersteller (Lukowski, Thoms, Wegener) so anonym bleiben wollen wie die Gegenstände namenlos sind, haben sie die Gruppe X gegründet. Der Weg zu den Montagen aus Glasscheiben, Vliselinebahnen oder Rabitzdraht wird durch keine Manifeste, keine Programme geebnet oder behindert: der Blick ist frei für die Zufälle der Lichtreflexe und Bewegungen, er kann nichtssuchend durch Drahtgeflechtschichten und über Vliselinewellen wandern, kann sich im Wirbel von Glaskeilen verfangen oder an Stäben pendelnde Kreissegmente begleiten; und oft wird man merken, daß, was als ein müheloses Das-kann-ich-auch-Spiel erscheint, so simpel nicht ist, sondern Methode hat (aber – für gebildete Leser – trotzdem kein Irrsinn ist). Je mehr, der Hersteller sich zurückzieht aus dem Werk wie aus der Namenskartei des Betrachters – die Anonymität ist hier Konsequenz, nicht Trick oder Tick – desto deutlicher treten die Materialien als konstituierende Elemente hervor. Die Möglichkeiten des Materials, Licht und Raum zusammenzubringen, Bewegungen und Farben zu neuen Spielen zu verleiten, müssen schon gewußt und ausgekundschaftet sein, bevor die besten von ihnen in „Gegenständen zum Angucken" verwirklicht werden können. Gewiß, es steckt viel technische Neugier und Architekturkunst in der absichtlichen Beschränkung auf wenige Grundelemente, auf einfache optische Faktoren, – mal sehen, was man alles mit ein paar Einfachheiten machen kann –, aber die Sparsamkeit wird nicht um der Reduktion willen getrieben. Wo eine Grenze erreicht scheint, tritt Neues hinzu. Es ist kein Zufall (obwohl gerade hier in jedem Objekt der Zufall seinen Part zu spielen hat), daß nur in wenigen – den neuesten – Arbeiten dieser Ausstellung Farben auftauchen; denn solange Licht und Schatten, Spiegelreflexe, Kreis- und andere geometrische Figuren, Dreh-, Pendel- und Vibrationsbewegungen genügten, hätte ein Rot oder Grün die Integration dieser Elemente eher gestört als gefördert, mindestens aber kompliziert. Nun läßt man sich von Farben neue Möglichkeiten öffnen, neue Probleme stellen: nicht mehr der Künstler, sondern die Materialien bestimmen die Richtung der planvollen Experimente, die jetzt, nachdem ZERO, informelle Malerei und Happenings zu Ehren gekommen sind, nicht mehr den Hauptteil ihrer Kraft in Anti- und Abwehrbewegungen gegen die „normale" Kunst stecken müssen. - Leider ist die Ausstellung der Gruppe X nur wenige Tage öffentlich gewesen; wer sie jetzt noch besuchen möchte, müßte vorher mit Adam Seide, 6 Frankfurt am Main, Röderberweg 64 einen Termin verabreden.

M. M.

kabarett

Milchzähne

Nette Studenten machen nettes Kabarett, so nett, daß bald auch die Kritiker mit Freikarten vergessen könnten wozu sie eigentlich da sind. Aber auch eine gute FAZ-Kritik macht noch kein Kabarett.

Eine Pointe hakt sich in die andere wie eine Kettenlücke die andere erfaßt. Wortschwall und Rührigkeit wallt von der Bühne, die schlicht und schmucklos in einem Raum des Studentenhauses aufgebaut worden ist. Desto mehr ziehen die Gesten und Worte Aufmerksamkeit auf sich – sicher ein interessanter Vorsatz, der mit teils beachtlichem syntaktischen Geschick, oft aber gar nicht vorteilhaft herauskommt. Den neuen Szenen sitzt man mit einem Achselzucken gegenüber. Etwas Atom und etwas Alltag, etwas Bundeskanzler und etwas Bundeswehr, jeweils ein Etwas und an allem ist etwas dran. Selten wird man wohl schärferer Seichtheit einer Kritik an der Bundeswehr begegnen – man wirft mit Spatzen nach Kanonen. Man kritisiert die Anzeigenpolitik des Verteidigungsministeriums und spaziert gemütvoll an dessen autoritären Unterdrückungsversuchen bei Zeitungen vorbei. Starfighter-Kritik, schön und gut, nur fällt unter den Tisch, daß die Affäre das Zeug zum ganz großen politischen Krach in sich hat. Es herrscht eine Scheu offenbar, sich mit Verve einmal satirisch einer Sache zu überlassen. Die manchmal wirklich einfallsreiche Regie reicht als Gag nicht aus. Ein engagiertes Kabarett muß sich nicht in Ideologien verhaken. Aber beim kritischen Hakenschlagen im abgegrasten Felde der Kulturkritik verliert man nur Worte; oder einen Sinn, wie bei der Theaterkritik, die nicht nur offene Türen einrennt, sondern auch noch falsche Leute um. Die Kritik verschenkt hier zuviel. Der Eindruck vom Wasserglas ohne Sturm bleibt – man schluckt hinunter, es schmeckt nach nichts.

Geschickte Technik, Regieeinfälle gutes Klavier, das dezent Worte zu übertönen vermag, seltenes Schauspielerglück werten auch eine noch so mänschliche Emphase nicht auf, die in gymnastischen Mühen sich dubios in Politik-Posen gefällt. Grammatikalische Turnereien mit Bunzelkanzelmann oder Gipfelkonferenz um den Atomkuchen mögen erfrischend albern wirken. Wozu? Ein Lied aus der Dreigroschenoper, das mit neuem Text von Erregungen über Korruption singt, sagt wenig mehr als Erregung. Alle womöglich guten Absichten verlaufen sich im Sonntagsgang. Längen bieten ihre Leere dar. Musterbeispiel ist die Wäscheszene mit dem vergeblich vor Feuer warnenden Nachbarn: ein uralter Witz (nichts gegen gute alte Witze) wird neckisch am Bart gezupft. Wenn dem Freimaul die Milchzähne ausgefallen sind, dann wird es sicher auch beißen.

W.

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Neue Universität Bochum

Fortsetzung von Seite 7

die zahlenmäßig weit überlegenen feindlichen Brüder von den Wirtschaftswissenschaften ein Aufkommen zu haben, ihre Ankündigung wahrgemacht, sich in mehrere Fachschaften auszusondern: sie gaben das Vorhandensein einer Fachschaft für Soziologie und Sozialpsychologie und einer andern für Sozialpolitik und Politische Wissenschaft bekannt, rühmten sich noch bescheiden, nicht gleich vier verschiedene gegründet zu haben, um noch mehr Stimmen auf sich zu vereinigen — daraufhin bestritten ihnen die Juristen das Recht, überhaupt noch eine Stimme abgeben zu dürfen: das verursachte den Knall. Es war die Racherückkehr des anfangs losgelassenen Bumerangs seinen Schleuderern auf den Tisch, jetzt erst fragen sie sich, was denn Fachschaften eigentlich zu sein hätten, jetzt, nachdem, wie von der Opposition verlautet, „irgendwo der Wurm bereits ganz tief hineingekrochen ist". Denn es kommt noch besser.

Obs stürmt oder schneit, wir sind stets bereit: an jenem denkwürdigen Donnerstag 9. Dezember, zwischen 14 und 2 Uhr, in Gruppen noch länger, als die ruhr-studentenpolitische Tätigkeit ihren Anfang nahm, begann auch die Geschichte der Verwirrung: nichts Gutes aus „Baracke VIII", der Wurm setzte sich in Marsch: draußen pladderte stürmisch Regen nieder, drinnen unter weißlichem Licht bestürmten sie sich: die Vertreter, die Sprecher, die Abstimmer. Der täuscht sich, wer hier Reflexion im Begriff sich in politisches Handeln umzusetzen agieren wähnte: spät erst kamen Neulinge dahinter, daß da mittels Geschäftsordnungsmätzchen, Lobbygerissenheiten zur Werbung des ahnungslos-unentschlossenen, aus Müdigkeit rasch zur Affirmation verführbaren Stimmviehs (z. B. Germanisten, Romanisten, von Hause aus unpolitisch, ohne Blick für was vorging) und dergl., daß da lediglich Machtkonstellationen ausgehandelt werden sollten: es ging darum Herrn Schultz, bisher Beauftragter der Landesstudentenschaft (wie komme ich zu einem Pöstchen?) und kommissarischer Sachverwalter der Ruhr-Studenten-Interessen, in seinem Amt zu bestätigen. Dazu wurde ihm, der nicht ermüdete, die Immensität seines Sachverstandes herauszustreichen, eine Spezialsatzung auf den Leib geschneidert, die ihm weitestgehende Kompetenzen beließ. Seitdem glänzt die Bochumer Studentenvertretung durch die Neuheit, daß sie zwei Spitzen hat, eine Scheinspitze: den Präsidenten des mit Legislativrechten ausgestatteten Fachschaftsrates, „der die Studentenschaft bei feierlichen Anlässen vertritt" und eine wahre: den Vorsitzenden, als „rechtlichem und politischem Vertreter der Studentenschaft", der sich in Ausschüssen mit einer Schar von Erfüllungsgehilfen umgibt und einer Bürokratie vorsteht. So modern ist man in Bochum: die Studentenschaft hat damit, was Oberbürgermeisterei, Städtetag, Gewerkschaften schon lange haben: ihren hauptamtlichen Geschäftsführer oder Verwaltungsdirektor, der Mann muß, seine sonstigen Funktionen scheinen wohl nicht ersprießlich genug, leben, ist klar, an dem Abend fiel der Satz: BAT 3 ist unterbezahlt. Die Position muß sich lohnen, versteht sich: aber weshalb, muß gefragt werden, haben sich dann Parlament und Gremien, keinerlei Kontrolle über die vom Vorsitzenden verwalteten Gelder aus dem Fonds der Sozialbeiträge vorbehalten?

Schriftlich hat der Vorsitzende vorher groß von der „Übergabe" des Feldes geschnarrt, „in dem keine Sandkastenspielerei, sondern verantwortungsbewußte studentische Politik betrieben" werde; schließlich stellte sich die Übergabe so dar, daß er sich die Verantwortung kurz noch einmal delegieren ließ, und das kann künftig noch so weitergehen, Übergabevergeßlichkeit, man denke an das Sachverstandsmonopol.

Man hat, was man wollte, der Führungsanspruch ist behauptet, der Apparatschik ist eingesetzt, die Berufsfunktionäre haben ihre Genugtuung, dem angstmachenden Dilettantismus ist gewehrt. Doch noch lassen sich Stimmen nicht beschwichtigen, die Vorgriff und Anmaßung in einen evolutionistischen Zusammenhang bringen wollen.

Es ging alles so schnell, zum Nachdenken blieb nicht die rechte Zeit. Das Komplott gelang; die Emsigen, Satzungsschneider hatten Erfolg, die Schranzen schielten nicht vergebens nach eigener Boß-Zukunft, der die Vorrechte nicht ermangeln durften, die Claqueure hoben die Hände, klatschend freuten sie sich ihrer Pensionsberechtigung, satt lächelten sie in ihrer Wohlangeschriebenheit: mit halbem Bewußtsein hatten sie Fakten geschaffen, die nicht leicht wieder aus der Welt zu bringen sein würden. Was sie in ihrer schlauen Unüberlegtheit angestellt haben, ist: das demokratische Prinzip oben und unten ein bißchen abgewürgt zu haben wie einen Schweinsdarm, bevor er zur Wurst wird; unten: indem sie vorgeben, obwohl sie nur von einem sehr geringen Teil der Studenten ihrer Fachschaft gewählt wurden, für diese alle sprechen und deren Zahl zur Grundlage ihrer Stimmvolumens machen zu dürfen; oben: indem sie die Fachschaften, obwohl nicht gleichartig in ihrer Herkunft, auf eine gleiche Stimmhöhe stellen und in je einer Stimmberechtigtenfigur, die wahrscheinlich nicht immer die objektivste Interessenvertretung sicherstellen wird, zusammenfassen; heraus kommt eine heillose Vermischung von Mehrheits und Gleichheitsprinzip: senatorisch im Grundsatz verdoppeln bzw. verdreifachen sich die Einzelstimmen auf mehrheitlicher Grundlage dann, wenn die vertretenen Studenten der Fachschaft mehr als 50 bzw. mehr als 100 zählen, wobei die in diesem Fall unzuverlässige Zahlenaufstellung des Immatrikulationscomputers zum Ausgang genommen wird, nicht eine ausdrückliche Zugehörigkeitserklärung seitens der vertretenen Studenten; das mitverwandte Mehrheitsprinzip schlägt jedoch dann schon wieder zu seiner Perversion um, wenn hinter einer Dreifachstimme sehr unterschiedliche Studentenzahlen stehen(einmal 177, einandermal 266): nicht gewährleistet ist der neben einer Korrektur des Fachschaftsbegriffs demokratisch wünschenswerte prozentual exakt ausgedrückte Stimmenteil, der in einer Kontingentierung der Zahl der Stimmberechtigten seiner Entsprechung haben müßte, um das Senatorenprinzip so zu modifizieren, daß es nicht zur majoritären Erschindung von Bevorrechtigungen mißbraucht wird, wie geschehen. Der Salat, wie er machtmanipulatorisch bisher angerichtet ist, reizt sicher nicht zum auswärtigen Vorbild-Kosten, gerät eher zum Bochumer Menetekel: weist ernsthaft auf den Gedanken, ob eine studentische Gewerkschaft als eindeutige Vertretung von Interessen nicht mehr Wirksamkeit entfalten könnte als die üblichen parlamentarisch sich gerierenden, halbherzigen studentischen Betriebsräte, einschließlich der vertrackten Ruhr-Variante.

Umso lachhafter stimmt dieses Gehangele um Vormacht, je geringer der Einfluß ist, den die nach manchen Sitzungsabenteuern formierte Studentenvertretung wirklich nehmen kann, und dessen Größe bleibt in Bochum unterhalb der Erwartung. Nicht mehr wie üblich ist die Studentenschaft hier mit ihren zwei Spitzen „in allen sie betreffenden Fragen" im Senat vertreten. Ohne Vorläufer ist die ihr zugestandene Mitwirkung bei den Fakultätssitzungen.

In der — mehr als drei Monate geheimgehaltenen — „Vorläufigen Verfassung" der Universität heißt es unter § 37, Absatz 3: „Bei der Beratung von Angelegenheiten der Studentenschaft (c. in den Fakultätssitzungen) nehmen zwei Vertreter, die gemäß der Satzung der Studentenschaft aus den betreffenden Fachschaften entsandt werden, mit beschließender Stimme teil. In Zweifelsfällen entscheidet die Fakultät, was eine Angelegenheit der Studentenschaft sei". Ist der erste Satz noch erhebend, lädt der zweite gleich schon ein zu flachsen. Jüngst haben in verschiedenen Abteilungen Studienordnungen zur Debatte gestanden, das war so eine Angelegenheit; tatsächlich sind, nach ihrem Bericht, die meisten Fachschaftsvertreter von den Professoren, die wegen ihrer relativen Jugend im allgemeinen als aufgeschlossen und studienproblembewußt gelten, mit „großem Entgegenkommen" behandelt worden, da gab es Gerenne zu Extrasprechstunden und Sich-Wichtig-Vorkommen war ermöglicht; in den Sitzungen sah es allerdings oft anders aus: in der philologischen Abteilung hatten z. B. Germanisten Marginalien zur vorgelegten Studienordnung angefertigt, die Vertretung brachte sie zur Sprache, sie stand damit alleine, denn die zweite, in dem Fall die anglistische hatte darauf verzichtet:

Während sich also auf der einen studentischen Seite Mitarbeitenwollen manifestierte, verharrte die andere in kommentarloser Hinnahme, pflog den überkommenen Sail: sich etwas vorsetzen zu lassen; doch auch für die mitarbeitende Seite degagierte sich der Eindruck, daß sie zwar gehört, faktisch aber nicht ans Mitbestimmen herangelassen werde: der Wortlaut der Studienordnung blieb von den germanistischen Marginalien unberührt; ja ein fataler Nebeneindruck schlich sich ein: daß nämlich die völlig rechtmäßige Studentenintervention den Intervenierenden vor den Sitzungsteilnehmern (zu denen in Bochum auch die beamteten Assistenten gehören) in Mißkredit brachte da, wo eine stumme Verabredung zu herrschen schien, so etwas schicke sich nun doch nicht. Das Hinnehmen schien erwartet, und in manchen Fällen ließen s i c h Fachschaftsvertreter Studienordnungen wortlos vor die Nase packen, ohne deshalb zur Dienstaufsichtsbeschwerde geschritten zu sein: die Verschüchterbaren und Obrikeitsbangen fürchteten um ihren guten, unmuckerischen Ruf. Wenn es auch in andern Abteilungen besser klappt, so mit der PPP-Fakultät unter dem Politik-Philosophen Lübbe, auch in der historischen, bleibt unübersehbar, daß die Mitwirkensmöglichkeit, die sich auch nicht in die von den Fakultäten gebildeten Spezialkommissionen, wo die eigentliche Arbeit vonstatten geht, hinein verlängert, mehr als zeremoniöse Geste gehandhabt, denn als verpflichtender Inhalt erfüllt wird: es geht sehr stockend voran in Bochum.

Fliegen Sie nach Irland von London, Paris oder Amsterdam mit regulären Studenten-Charterflügen!

Lernen Sie Englisch während Sie mit einer irischen Familie zusammenleben.

Reisen Sie sorglos durch Irland in unseren von Pferden gezogenen Wohnwagen.

Wohnen Sie im Lisdoonvarna Studenten-Centrum und besuchen Sie Killarney, Limerick, die Aran-Inseln und Connemara

Fordern Sie eine ausführliche Broschüre an bei: **G.S.T.S.**

53 BONN · Kaiserstraße 71

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Biedermeier, Brandstifter & Co.

Ein deutsches Spiel, aufgeführt von Mitgliedern des ZK der SED, Funktionären, Redakteuren und Schriftstellern unter Anleitung des Genossen Erich Honecker Mit einem moralischen Epilog von Marcel / Bearbeitung: W. Schivelbusch

Das 11. Plenum des Zentralkomitees der SED ist zu Ende. Die wahrhaft revolutionären Ansichten und Vorschläge, die in dieser Versammlung zum Thema Kunst und Literatur geäußert wurden, haben auch im Westen große Aufmerksamkeit gefunden.

Unter den Kulturschaffenden der DDR ist die Diskussion darüber in vollem Gange. Mit Ausnahme einiger weniger Literaten, deren „Seele vom Zweifel verstümmelt" und deren „Denken vom Skeptizismus zerfressen" ist (Horst Sindermann), bemühen sich die Schriftsteller in der DDR nunmehr um die Schaffung neuer Grundlagen für eine Literatur, die, mit den Worten Erich Honeckers, die Überwindung der Widersprüche der Gesellschaft „durch die konstruktive Politik von Partei und Staat" zu leisten vermag.

Während die Literatur-Erneuerung in der DDR sich also erst im Stadium der Diskussion befindet, haben wir bereits praktische Literatur-Arbeit im Sinne der neuen Direktiven geleistet: Frei von Subjektivismus, Skeptizismus, Anarchismus und Pornographismus, haben wir den direkten Weg zur Realisierung des sozialistischen Realismus eingeschlagen, indem wir die Plenarsitzung des Zentralkomitees selbst dramatisierten; soweit dies möglich war. Wir erreichen damit zweierlei: Einmal weisen wir den immer noch diskutierenden Schriftstellern in der DDR einen gangbaren Kunst-Weg, zum anderen glauben wir durch die Thematik unserer Bearbeitung der westdeutschen Bevölkerung ein tieferes Verständnis der Vorgänge zu vermitteln, die in der westlichen Presse nur einseitig beurteilt worden sind. Zur Bearbeitung: Die immer noch subjektivistisch gefärbte Dokumentations-Technik westdeutscher Dramatiker wurde zu einem echten Realismus vervollkommnet. Auszüge aus den Sitzungsprotokollen wurden wörtlich, in veränderter Reihenfolge übernommen. Außer sparsamen Regieanweisungen wurden Zusätze nur an einigen Übergangsstellen gemacht. Sie sind rein technischer Art und wurden im Text durch versalen Drucksatz gekennzeichnet. Der Epilog ist wörtlich aus einer WochenZEITung übernommen und wurde lediglich in Verszeilen angeordnet.

Personen

Honecker	:	**Mitglied des ZK**
Hanna Wolf	:	**eine Funktionärin**
Helmut Sakowski	:	**ein Funktionär**
Albert Norden	:	**ein Ideologe**
Horst Sindermann	:	**Redakteur des Neuen Deutschland**
Kurt Hager	:	**Beamter des Ministeriums für Kultur**
Paul Fröhlich	:	**ein Funktionär**
Christa Wolf	:	**Schriftstellerin**
Paul Verner	:	**ein Funktionär**
Günter Witt	:	**Beauftragter für Film**
Alexander Abusch	:	**stellvertretender Minister für Kultur**
Marcel	:	**ein Zeit-Kolumnist**

1

(In der Mitte der Bühne ein Behälter, der an eine Wanne erinnert. Rechts und links davon, schräg zur Rampe laufend, zwei Bankreihen. Wenn die Beleuchtung aufblendet, steht Erich Honecker in dem Behälter, die übrigen Mitglieder des Plenums sitzen auf den Bänken.)

HONECKER: Genossen! Unsere DDR ist ein sauberer Staat! In ihr gibt es unverrückbare Maßstäbe der Ethik und Moral, für Anstand und gute Sitte.

HANNA WOLF *(zwischenrufend):* Mir ist dann aber unverständlich, Genossen, wie bei einigen Leuten plötzlich dieser – entschuldigt, wenn ich das sage – Bordellstandpunkt entstanden ist.

HELMUT SAKOWSKI *(erklärend zu Hanna Wolf):* Künstlerische Prozesse, Genossin Hanna Wolf, sind kompliziert und schwierig. Mag sein, schwieriger als komplizierte Prozesse der Wirtschaft, Wissenschaft und Planung.

HONECKER *(fortfahrend):* Einige Schriftsteller sind nun der Meinung, daß die sozialistische Erziehung nur durch summierte Darstellung von Mängeln und Fehlern erfolgreich sein kann.

ALBERT NORDEN: Diese Position ist natürlich falsch, und sie ist volksfeindlich!

HONECKER: Richtig, Genosse Norden. Wie soll denn eine Ideologie des spießbürgerlichen Skeptizismus ohne Ufer den Werktätigen helfen? Ich sage: Skeptizismus und steigender Lebensstandard beim umfassenden Aufbau des Sozialismus schließen einander aus! *Die Stimme hebend)* Während sich im Zusammenhang mit der aggressiven Politik der herrschenden Kreise Westdeutschlands der Widerspruch zwischen humanistischem Geist und der Macht der militaristisch-klerikalen Reaktion sichtbar verschärft, ist die Entwicklung in der Deutschen Demokratischen Republik bestimmt von dem Grundsatz der vertrauensvollen, verantwortungsfreudigen Zusammenarbeit zwischen den Wissenschaftlern, Kulturschaffenden, gesellschaftlichen Organisationen und den Leitungen der Partei und des Staates . . . *(Ein Gong ertönt, Abblende).*

2

(Aufblende. Das vorige Bild)

HONECKER: In einem Gedichtband, der im Westberliner Wagenbach-Verlag erschien, hat Biermann die Maske fallen lassen. *(Unruhe im Plenum, erregte Rufe: Hört! hört!)*

HORST SINDERMANN: Angeblich haben wir doch seine Seele, die er als die Seele François Vilons deklariert, auf der Mauer um Westberlin erschossen? Was legt er seine Seele zwischen Sozialismus und Kapitalismus?

HONECKER: Genossen, Biermann verrät heute mit seinen Liedern und Gedichten sozialistische Grundpositionen!

NORDEN: Jawohl, denn ich glaube, vor allem die Liebe zu unserem sozialistischen Vaterland, die herbe Romantik der jungen thüringischen Nordlandfahrer, die mecklenburgische LPG und andere Themen unseres Lebens sollten sich in unseren Liedern ausdrücken.

HONECKER *(schneidend):* Ich meine, Genossen, es ist an der Zeit, der Verbreitung fremder und schädlicher Thesen und unkünstlerischer Machwerke, die zugleich auch stark pornographische Züge aufweisen, entgegenzutreten. *(Beifall)*

KURT HAGER: Genosse Honecker, die Gegner behaupten, daß die Partei von den Schriftstellern und Künstlern fordere, nur noch Lautsprecher der Partei zu sein und die Parteibeschlüsse aufzubereiten.

PAUL FRÖHLICH *(erhebt sich und betrachtet Hager, dann zu den Genossen gewendet):* Ich denke Genossen, wir brauchen vom Westen keine Belehrung darüber, was dogmatisch und was undogmatisch ist.

HONECKER: Richtig. Der Gegner fordert von den Kulturschaffenden der DDR nicht mehr die Absage an den Sozialismus, die Aufgabe sozialistischen Gedankengutes, sondern nur den „Zweifel an der Richtigkeit unseres sozialistischen Weges" *(sich auf seinen vorbereiteten Text besinnend).* Mit seinen von gegnerischen Positionen geschriebenen zynischen Versen verrät Biermann nicht nur den Staat, der ihm eine hochqualifizierte Ausbildung ermöglichte, sondern auch Leben und Tod seines von den Faschisten ermordeten Vaters. Biermanns sogenannte Gedichte kennzeichnen sein spießbürgerliches, anarchistisches Verhalten, seine Überheblichkeit, seinen Skeptizismus und Zynismus. *(Pause.)* Dabei genießt er wohlwollenden Unterstützung und Förderung einiger Schriftsteller. *(Gong, Abblende)*

3

(Aufblende. Christa Wolf, Kandidatin des ZK, hat sich erhoben)

CHRISTA WOLF: Ich bin in einem Punkt in einem wirklichen Konflikt, den ich nicht lösen kann. Denn es ist wirklich kompliziert zu schreiben. Und ich glaube, man darf nicht zulassen, daß das freie Verhältnis zum Stoff, das wir in den letzten Jahren durch einige Bücher, durch Diskussionen und durch bestimmte Fortschritte unserer Ästhetik erworben haben, wieder verloren geht.

PAUL VERNER: Freies Verhältnis? – Genossin Christa Wolf? Wenn wir davon ausgehen, daß die Auseinandersetzung zwischen Sozialismus und Kapitalismus hauptsächlich in der materiellen Sphäre ausgetragen wird und wir den umfassenden Aufbau des Sozialismus durchzuführen haben, dann verlangt das von allen, auch von den Künstlern, Genossin Wolf!, in der sozialistischen Ökonomie Bescheid zu wissen.

WOLF: Die Kunst muß aber auch Fragen aufwerfen, die neu sind, die der Künstler zu sehen glaubt, auch solche, für die er noch nicht die Lösung sieht. Nicht im engen Sinn naturalistische, wirtschaftliche Probleme.

SAKOWSKI: Wir fassen hier Beschlüsse, Genossin Wolf, die zum Beispiel Planung und Wirtschaft betreffen, dann kontrollieren wir. Muß es, frage ich Dich, anders sein, wenn es um die Kunst geht?

WOLF: Dazu möchte ich aber sagen, daß die Kunst sowieso von Sonderfällen ausgeht und das Kunst nach wie vor nicht darauf verzichten kann, subjektiv zu sein. *(Unruhe auf den Bänken, ein Zuruf: Das hört sich bald an wie eine Verteidigungsrede! Christa Wolf läßt Nervosität merken.)* Ich halte keine Verteidigungsrede. *(Indem sie sich wieder setzt.)* Ich bitte nur darum, daß versucht wird, die Errungenschaften, die wirklich da sind, auch zu sehen und zu erhalten.

HONECKER: Genossin Wolf, wir sind keine Anhänger des Muckertums und sind selbstverständlich für die realistische Darstellung aller Seiten des menschlichen Lebens in Literatur und Kunst. Aber es geht schließlich um die Bereicherung des Lebens und Weltbildes des sozialistischen Menschen, um die Darstellung der Kämpfe und Siege, der Konflikte und ihrer Lösungen in der sozialistischen Gesellschaft. Das erfordert aber in allen Bereichen der Kunst den entschiedenen Kampf gegen das Alte und Rückständige aus der kapitalistischen Vergangenheit und gegen die Einflüsse der kapitalistischen Unkultur und Unmoral, wie sie in der amerikanischen Sex-Propaganda und der Verherrlichung des Banditentums zum Ausdruck kommen. In diesem Sinne legen wir entschieden Wert auf die Sauberkeit auch in der Produktion des Fernsehens und des Films. *(Gong. Abblende.)*

4

(Aufblende. In der Mitte zwischen den Bänken, vor dem Pult, steht in zusammengesunkener Haltung Günter Witt, stellvertretender Kulturminister, Gesicht in den Bühnenhintergrund gewendet.)

WITT: Ich möchte zunächst sagen, daß die leitenden Genossen des Ministeriums für Kultur die Kritik der Parteiführung vollinhaltlich für berechtigt halten und sie als eine große Hilfe ansehen. *(Atemhol-Pause.)* Als es um die Frage ging, ob aus dem Drehbuch von Bieler ein Film zu machen sei, hatte ich . . .

HAGER *(ins Wort fahrend):* Genosse Witt, du wußtest doch, daß das Buch von Bieler „Das Kaninchen bin ich" nicht zugelassen wurde!

ALEXANDER ABUSCH: Das war praktisch ein verbotenes Buch!

WITT: Ich glaubte richtig zu handeln und von diesem falschen und nicht möglichen Manuskript für einen Roman schrittweise zu einem noch möglichen Film zu gelangen. Das war eine Fehleinschätzung.

HONECKER: Das Charakteristische all dieser Erscheinungen besteht doch immer wieder darin, daß sie objektiv mit der Linie des Gegners übereinstimmen.

WITT: Ich möchte nun über weitere Einflüsse und gedankliche Vorgänge sprechen. Beispielsweise: Die richtige Auffassung von dem gewachsenen Reifegrad der Bevölkerung, also unseres Publikums, führte zu dem Fehlschluß, man könne deshalb dem Publikum das Denken über die Lösung der im Film gezeigten Widersprüche und Konflikte überlassen. Die Folge dieser Auffassung ist die Aufgabe der erzieherischen Funktion des Films, der Verzicht auf das Hineintragen der sozialistischen Ideen in die Massen durch die Kunst. Damit wird die Entwicklung der Spontanität überlassen und das Kernstück des sozialistischen Realismus, die Parteilichkeit, nicht beachtet *(tiefes Atemholen).* Im Grunde genommen erfolgt ein Rückgang auf die Positionen des kritischen Realismus.

HONECKER: Hör mal, Genosse Witt, es gibt eine einfache Rechnung: Wollen wir die Arbeitsproduktivität und damit den Lebensstandard weiter erhöhen, woran doch alle Bürger der DDR interessiert sind, dann kann man nicht nihilistische, ausweglose und moralzersetzende Philosophien in Literatur, Film, Theater, Fernsehen und in Zeitschriften verbreiten.

WITT: Jawohl. Die eigenen Erkenntnisse und die bitteren Lehren stehen bei mir in völliger Übereinstimmung mit dem Standpunkt der Parteiführung.

HONECKER: Siehst Du, die aktive Rolle der Kunst und Literatur besteht eben gerade darin, die Überwindung der Widersprüche auf der Grundlage unserer sozialistischen Bedingungen im bewußten Handeln der Menschen durch die konstruktive Politik von Partei und Staat künstlerisch zu erfassen.

HAGER *(sich von seinem Platz erhebend, an die Rampe tretend zum Publikum):* Denn wir tragen das Banner des Fortschritts und des Humanismus. Wir zeigen die Perspektive des Sozialismus, den Weg zur Sicherung des Friedens und zur Lösung der nationalen Frage, den Weg zum Zusammenschluß aller demokratischen und humanistisch denkenden Kräfte der Intelligenz in Westdeutschland mit der Arbeiterklasse und allen anderen Werktätigen. Das ist meines Erachtens der Sinn dieses Plenums.

(Indem Hager sich an seinen Platz zurück begibt, wird die Szene allmählich dunkler, bis die Figuren auf der Bühne nur noch schattenhaft zu erkennen sind. Da tritt von links die lustige Person Marcel auf, geht, von einem Scheinwerferspot beleuchtet, in die Mitte der Bühne an die Rampe und hält den Epilog.)

Epilog

MARCEL *(mit fester, Zuversicht einflößender Stimme):*

Was sich in der DDR
Jetzt abspielt,
Sind interne
Machtkämpfe.
Die Vertreter
Der Funktionärsschicht
Von Gestern
Versuchen
Ihre Positionen
Zu verteidigen.
Man sollte sich hüten,
Rückzugsgefechte,
Denen Hysterie und Torschlußpanik anhaftet,
Für den Beginn einer neuen Periode zu halten.
Die Zukunft gehört
– auch in der DDR –
Eben jenen jungen Skeptikern,
Gegen die
Sich das Plenum
gewehrt
hat.

Verfassungs-Klage

Das Bundesverfassungsgericht, das Ende Januar erstmals über die Verfassungsbeschwerde des SPIEGEL verhandelte, hätte sich womöglich nicht mit der vor mehr als drei Jahren abgerollten mitternächtlichen Aktion gegen das Nachrichtenmagazin beschäftigen müssen, wenn seinerzeit der öffentliche Widerstand ausgeblieben wäre. Ohne ihn wäre aus der Aktion keine Affäre geworden. Ohne ihn hätten sich Regierung und parlamentarische Opposition nicht genötigt gesehen, ihr faktisches Verhältnis zu Demokratie und Rechtsstaatlichkeit en detail öffentlich zu konkretisieren, und, nebenbei, Franz Josef Strauß wäre noch erfolgreicher Minister. Wenn die Aktion nur Durchsuchungen und Verhaftungen, nicht aber die Affäre zur Folge gehabt hätte, wären die Journalisten Augstein und Ahlers heute vermutlich überführte Landesverräter.

Stattdessen kam es zu Debatten im Bundestag, in denen die „Opposition" sich wieder als Opposition zeigte und Teile der Regierung veranlaßte, vor aller Öffentlichkeit als Hüter der Freiheit, als Garanten von Demokratie und Rechtlichkeit sich selbst zu diskreditieren. Der öffentlich erzwungene und ächzend geborene SPIEGEL-Bericht der Bundesregierung veranlaßte in all seinen Ungereimtheiten einen Gegenbericht der SPD-Fraktion und weitere bohrende Fragen.

Mit der Erregung und der Proteststimmung im Lande verebbte die parlamentarische Opposition erneut. Die Fortsetzung der SPIEGEL-Affäre fand in den Gerichtssälen statt. Die Staatsanwaltschaft beim Landgericht in Bonn ermittelte lange und unter Schwierigkeiten gegen Strauß, Hopf und Oster, um noch im Einstellungsbeschluß dem ehemaligen Verteidigungsminister rechtswidrige Amtsanmaßung bei der Festnahme von Ahlers zu bescheinigen. (Das Verfahren wurde lediglich eingestellt, da Strauß nach Ansicht der Staatsanwaltschaft sich der Rechtswidrigkeit seiner Beteiligung nicht bewußt war.)

Die jetzt in der Beweisaufnahme vor dem Bundesverfassungsgericht bekanntgewordenen weiteren Einzelheiten der Vorbereitung der Aktion lassen die bisherigen Vermutungen und die etwa im SPIEGEL-Bericht der Bundesregierung, dem Gegenbericht der SPD-Fraktion und dem Bonner Einstellungsbeschluß rekonstruierten Einzelheiten noch als verfahrens- und verfassungsrechtliche Bagatellverstöße erscheinen. Sie bestätigen erneut, daß die in der SPIEGEL-Affäre von großen Teilen der Presse, der Studenten, der Schriftsteller, der Professoren und der Gewerkschaften geäußerten Befürchtungen über rechtsstaatswidrige Eingriffe von Regierungsinstanzen und eine Gefährdung der Pressefreiheit samt ihrer Implikationen nicht aus der Luft gegriffen waren.

Es ergab sich: Gegen Augstein wurde der Vorwurf der Bestechung lediglich erhoben, um die Durchsuchung des SPIEGEL-Verlags zu rechtfertigen. Für den Vorwurf waren nach dem Eingeständnis des Bundesanwalts Kuhn keinerlei konkrete Anhaltspunkte gegeben.

Die Aussage des Bundesanwalts Wagner nährte den Verdacht, daß Durchsuchung und Verhaftungen den Zweck hatten, die Informanten des SPIEGEL festzustellen. Dies widerspricht dem Paragraph 97, Absatz 5 der Strafprozeßordnung. Die FAZ folgerte, den Bundesanwalt Wagner habe vielleicht die Vorstellung geleitet, „daß bei schwerer Gefahr für den Staat (von der er damals ausging) die Pressefreiheit auch über die gesetzlich festgelegten Möglichkeiten hinaus eingeschränkt werden könne, eine Art ungeschriebene Grundrechtseinschränkung." (Johann Georg Reissmüller, „Hopf erinnert sich an manches", FAZ, 28. Januar 1966.)

Weitere Aussagen, vor allem von Wagner, ließen deutlich werden, in welchem (bisher unbekannten) Ausmaß Vertreter der Bundesregierung die Bundesanwaltschaft zu beeinflussen versucht oder tatsächlich beeinflußt hatten. Der unparteiische Gutachter aus dem Verteidigungsministerium hatte bei der Bundesanwaltschaft nachgefragt, wann denn nun beim SPIEGEL zugegriffen werde. Die Bundesanwaltschaft hatte die Bespitzelung des SPIEGEL durch getarnte Beobachtungstrupps des MAD, der dem Verteidigungsminister untersteht, zugelassen. Die Bundesanwaltschaft ließ sich von Staatssekretär Hopf bestimmen, die anderen geheimen Sicherungsdienste von Bund und Ländern und die örtlich zuständigen Kriminalämter auszuschalten. Die Hamburger Einsatzbesprechungen vor der Aktion fanden nicht im Polizeipräsidium, sondern in einer Kommandantur der Bundeswehr statt.

Die Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts kann günstigenfalls ähnliche Versuche erschweren. Sollte jedoch das, was vor drei Jahren in Hamburg und Bonn geschah, nach Ansicht des Gerichts der Verfassung und geltenden Gesetzen nicht widersprochen haben, dann ist mit Gewißheit anzunehmen, daß die Entdemokratisierung der Verfassungswirklichkeit in diesem Lande beschleunigte Fortschritte macht.

Manfred Liebel

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn

www.frankfurt-uni68.de

Was Scharmantes für Feinschmecker

Peter Härtling, Niembsch oder der Stillstand. Roman. Henry Goverts Verlag, Stuttgart 1964. 176 Seiten.

Härtling, einer der Hintersinnigen im Lande, zurückhaltender Lyriker, dem Feuilleton der Deutschen Zeitung entwachsen, Mitherausgeber des Monats, 1965 in Grass' Dichterkolonne SPD-Reden frisierend und dennoch vom Kulturkreis des Bundesverbandes der Deutschen Industrie mildtätig dekoriert, dieser verwickelte Poet gab vor einiger Zeit seinen zweiten Roman mit Anspruch zum besten und rief in Feuilletonstuben von Tageszeitungen Entzücken hervor. Allerhand klingenden Tiefsinn hat er hineingemischt, so daß alles wieder auszuschöpfen langer Weile bedarf. Es handelt sich nämlich, soweit mans durchschauen kann, um abgehaltene Philosophie. Was nach Musil gerade noch Broch gelang, geistige Anschauung zu konfigurieren und die fiktiven Phänomene zur immanenten Selbstbewegung zu befreien, als ob sie zum Subjekt sich erschlössen, unternimmt Härtling ohne die stringente Gebrochenheit und versiegelnde Vermittlung der Großen, die ihren literarischen Ort gegen die Legimität des avancierten Ästhetizismus hielten vermöge der Unfähigkeit der etablierten Philosophie, Reales einzufangen. Naiv intendiert Härtling das ästhetische Ganze: die phänomenale Einheit von Subjekt und Objekt, experimentiert mit philosophischen Thesen, drapiert sie mit gefügigen Phänomenen, zieht die kleinen Uhrwerke seiner Männerchen auf, und los gehts, die Welt als Ideenschlacht, in Parenthesen geben mittendrin unbekannte Leute in der ersten pluralis Kommentare zum Stand der Dinge oder sehen sich gehalten, dies und das zu tun, sich „eines kräftigen und der Reflexion baren Realismus' zu bedienen". Offenbar posiert in diesem Wir kokett der Dichter Härtling, raffiniert, raffiniert, der Schlachtenlenker selbst im Stil versunkener Zeiten, auf höherer fiktiver Ebene also, und über allem schwebt noch einmal der Dichter Härtling, der feinfingrig dies alles komponierte als Suite, wie er im Untertitel versichert, künstlerisch, mit Kapitelüberschriften: Präludium Rondo Gigue Menuett-Gavotte Allemande Bourrée Sarabande Burlesca-Air, scharmanter Einfall, Chopin hätte nicht schöner. Während heutzutage der Rest der epischen Zunft sich mit der zerfallenden Sprache abplagt und ihr kaum noch sardonische Fiktionen zu entlocken vermag, zelebriert Härtling sein Tänzchen abseits vom lauten Leben, in heilen Räumen. Aber Problematik gibts da auch, von altersher; die Intention des Romans wäre realisiert nur, wenn seine Thesen formal sich konstituierten, was ihnen allein Absolutheit verliehe. Härtlings Sprachfiguren zerfließen ineinander, indem sie nicht durch Enden und Atemholen sich voneinander absetzen, sondern, Wellenlinien sprachlicher Allusionen, in der nächsten sich ohne Zäsur fortsetzen, fließt in allen Kapiteln eine kontinuierliche Bewegung, so daß die angesagte musikalische Struktur erinnert wird, eine ornamentale Strömung die Prosa durchzieht, Andeutung von Zyklizität, die Härtling prätendiert. In der formalen Andeutung triumphiert die imperiale These erst recht kraft ihrer abstrakten Identität, die sich behauptet. Deren Negation, was nicht geleistet wurde, die Erlösung in ästhetische Mannigfaltigkeit, hat der sprachliche Prozeß von jeher verweigert; der Primat des Begriffs ist die Wunde aller mißlungenen Literatur, Proklamationen in Blankversen; wogegen seit Rimbaud die Spaltung des Subjekts steht, die unvermittelte Identifikation des sich Fremden ist neuromantisch, Härtlings Versuch nicht einmal dies, trotz der Unendlichkeit auf der letzten Seite. Seine Theoreme dulden keine mimetische Entfaltung, so daß sich schließlich die Hauptsache außerhalb des literarischen Bereichs, in gehobenen Konversationen der Romanfiguren abspielt; was er episch zwangsläufig nicht leisten kann, legt er unvermittelt den armen Leuten in den Mund. Uralt alte Aporeme werden da neu verzapft, mit klotzigem Tiefsinn in der hohlen Hand, als ob nicht in dieser cloaca maxima der absoluten Existenz das ganze Abendland vom Bamberger Reiter bis Heidegger gepuddelt hätte. Das Thema stinkt zum Himmel. Auch in spätromantischem Milieu, in das Härtling Moderne projiziert. Was seit Hegel notorisch ist, wird wieder einmal serviert; dem Subjekt immanentes Ansich treibt romantisch in der Not der schlechten Unendlichkeit unmittelbar zum Absoluten; wenn Don Juans Wiederholung, die Produktion des Immergleichen, nicht reüssiert, schaffts der abstrakte Sprung aus der Dialektik der Zeit: Tod oder Wahnsinn, die Existenz außerhalb von Sprache und Bewußtsein, Stillstand nach dem Ichverlust. Gegen das Hegelsche Absolute die Aporie Kierkegaards. Was bei Härtling darüber hinausschießt in thetischen Ästhetizismus hinein, über dessen Faszination der kühlen Form Kierkegaards vergessen wird, hat Benn schon erschöpfend, mit und ohne Faschismus, als statische Welt gefeiert.

Das Leben des authentischen Lenau ist poetischer als Härtlings Niembsch: während dieser, philosophische Sprüche klopfend, von Bett zu Bett melodiös sich schwingt, Rondo, Menuett-Gavotte, Bourrée, sublimierte jener Syphilitiker mit Mutterbindung seine Libido zu Schilfgedichten und endete nicht im Stillstand, sondern in der erhabenen Tragik progressiver Paralyse. Noch durch seine abgegriffenen Verse zieht sich die blutige Spur spätromantischer Schwermut: eine nicht mehr reflektierte Verzweiflung über die antagonistische Individuation, darin wie in der unmittelbaren Identität der ganzen Romantik, indem sie Vermittlung und Negativität ignoriert, was schon Kürnbergers Lenau-Roman abgeht, allerdings mehr Affinität zu Kierkegaard steckt als in Härtlings Niembsch, d. h. eine geschichtliche Gestalt, Phänomene, in Konkurrenz zur begrifflichen Reflexion, eine Ahnung dessen, was Härtlings Roman zu implizitem Anspruch erhebt. Entfaltete Interpretation der Geschichte ist philosophisch, Literatur darüber fortgeschritten. Die Regression Härtlings bedingt die formalen Rückschritte: fast alles hat Gott weiß was zu bedeuten, fette Symbole und Orakelsprüche verteilt der Dichter kunstfertig unter seine Leute (ein Visionär spricht von Nijinski), obwohl das sinnhafte Empirem längst verfiel und nichts mehr symbolisch sich dem Subjekt aufschließt; dazu holt er noch allerlei aus der poetischen Rummpelkammer: behagliche Kommentare mit leicht ironischem Gestus, wie sichs gehört; Gelungenes kehrt wieder und gewinnt Bedeutung, Frauen lispeln im Bett: „sei leicht", was der jeweils unterm Bett liegende Dichter mit Einfühlungsgabe öfters notiert; bisweilen verschwimmt alles im musikalischen Kontinuum durch forcierte Technik der Andeutung und Indifferenz, die Flucht der Zeit vermutlich; von Lust wird geplaudert, deren Süße einer verlor etc. Aber auch charmante Stellen gibts, mit Coitus und so (immer verschwommen), und manches Positive mehr. Das Ganze ist wohl für den soignierten Sektor des Literaturmarktes gedacht. Wagt man in diese Richtung ein abgewogenes Urteil: ein episches Kabinettstückchen, geistreich komponiert, anspruchsvoll tiefsinnig und doch leicht in seiner Art. Etwas für Gourmets.

Klaus Habermeier

Sammlung Insel

Herbst vergangenen Jahres eröffnete der Insel-Verlag, inzwischen mit dem Suhrkamp-Verlag liiert, eine neue Reihe, die sich — mit Walter Benjamin — die Aufgabe gestellt hat, „... im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen ...". Die Reihe bietet „Texte aus Literatur und Wissenschaft, ausgewählt nach Wichtigkeit für heute", sie „zielt auf das Aktuelle in der Geschichte". Wir haben auf eine Sammelbesprechung der bisher erschienenen Bände verzichtet, bringen stattdessen in dieser und der folgenden Nummer Rezensionen von Einzeltiteln.

Die Redaktion

Arbeiterheld um 1850

Georg Weerth: Fragment eines Romans. Vorgestellt von S. Unseld. Frankfurt am Main 1965. DM 6,—.

Vom Verlag wird das Fragment angepriesen als eine Rarität aus dem 19. Jh.: hier sei „zum erstenmal in der deutschen Literatur ein Arbeiter zur zentralen Gestalt eines Romans" geworden. Das wäre schon etwas, stoffgeschichtlich vorerst, wenn es so wäre. Nun gehören zwar dem Arbeiter Eduard die Sympathien des Autors, wenn er auch nicht ohne Mitgefühl das falsche Bewußtsein und die historisch ausweglose Lage anderer Klassen beschreibt, doch im Mittelpunkt steht wohl eher der Fabrikant Preiss mit seiner auseinanderstrebenden Familie, auf die alle Handlungsstränge bezogen sind. Bei ihrer Darstellung trifft der Autor auch schärfer als bei der des Arbeitermilieus. Nun spekuliert die Bemerkung des Verlags wohl irgendwie auf die Gleichsetzung von Fortschrittlichkeit und Stoffwahl. Über die Bedeutsamkeit von Prosa aber entscheidet wohl weniger der Stoff als die Schreibweise; Prosa aus dem 19. Jh. könnte man demgemäß vielleicht mit am Realismusbegriff orientierten Maßstäben messen.

Weerths Prosa ist nun in zweifacher Hinsicht nicht realistisch.

Seitwärts vom Rhein, in einem reizenden Tale, liegt das Jagdschloß des Baron d'Eycourt ... Sorglos, als wüßten sie, daß niemand ihren Gesang unterbrechen würde, durchjubelten die Spatzen diese reizende Wildnis ...

Diese starre Schreibweise reproduziert literarische Modelle. Es handelt sich um den Anfang des Fragments, wo eine ruinierte feudale Welt geschildert wird. Nun könnte man die Wahl dieser Schreibweise zur Darstellung dieses Stoffes für eine bedeutsame literarische Idee halten, wenn man davon ausgehen könnte, daß Weerth den historischen Ort jenes gesellschaftlichen Bereichs in einem historischen Stil habe spiegeln wollen. Doch der Leser ist nicht sicher, ob er die Beziehung so sehen darf, besonders deshalb, weil diese Schreibweise auch dort erscheint, wo nach der angedeuteten ästhetischen Idee der Stil gegenstandsbezogener, konkreter sein müßte — eben das, was man richtungsgebend realistisch nennt. So erscheint der Arbeiterheld in der Herrlichkeit eines großen Kerls, feudalen Kriegers, schön, kraftvoll und erfüllt von einem unbändigen Gefühl der Unabhängigkeit und Freiheit:

Eduard war ein wilder, muskulöser Geselle; Hals und Brust, Fäuste und Schenkel — alles war bei ihm im schönsten Ebenmaße und prächtig entwickelt. Um die breite Stirn hing das braune Haar in bester Unordnung ... trotzig aufgeworfene Lippen ... verwegene Augen ... (S. 80)

Die Wahrscheinlichkeit, daß ein kränkelnder, schwacher, abgearbeiteter und unterdrückter Mann wohl weniger als ein gesunder, im Gefühl schon freier und widerspenstiger, Klassenkampf führen kann, wird durch den Helden Eduard verdrängt: Hoffnung muß sich am Unwahrscheinlichen orientieren. Deshalb wohl kann ein Werk, das offenbar der Aufmunterung dient — konnte es das Proletariat erreichen? —, nie realistisch sein, denn wer Aufmunterung nötig hat, für den ist die Realität traurig. Die arme, schüchterne Schwester, innerlich den Werten der herrschenden Klasse zugetan, hat ein „feines, liebliches Gesicht", ihre Hände sind „zierlich und rein" — besonders Sauberkeit erscheint bedingungslos als die Tugend des armen Mannes; am Schmutz würde wohl das Mitleid jedes bürgerlichen Lesers zerbrechen!

So erscheint hier die Realität wie im Märchen die Armut: als integriertes Gegenbild.

Weerths Schreibweise erscheint auch in einer anderen Hinsicht nicht realistisch: viele Szenen sind durchschaubar auf die marxistische Theorie. Oft werden Szenen unmittelbar auf ihre Repräsentanz hin interpretiert, sie werden zu Beispielen funktionalisiert, und man gerät in die Versuchung, sie der theoretischen Erörterung gegenüber für überflüssig zu halten.

Von diesem Merkmal der Weerthschen Schreibweise könnte man nun unmittelbar in die Diskussion über den Realismus eintreten und etwa dort ansetzen, wo Georg Lukács von der „vorwegnehmenden Funktion der Ideologie" spricht *(Es geht um Realismus)* ...

Helmut Hartwig

Der politische Büchner

Georg Büchner und Friedrich Ludwig Weidig, Der Hessische Landbote, Texte, Briefe, Prozeßakten. Kommentiert von Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt 1965. 180 S. Mit 2 Faksimiles. DM 5,—.

„Wenn in unserer Zeit etwas helfen soll, so ist es Gewalt!" schrieb Georg Büchner 1833 in einem Brief. Ein Jahr später erschien „Der Hessische Landbote", eine Flugschrift, die „dem hessischen Lande die Wahrheit" meldete über die Unterdrückung, Unrecht und Ausbeutung, welche das Volk für wenige tausend „Reiche" erleiden mußte. Die Zeit sei reif für die Revolution, stand da zu lesen, und „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!" hieß die Parole.

Georg Büchner, zwanzigjähriger Medizinstudent, hatte die Flugschrift verfaßt; der protestantische Pfarrer und Schuldirektor Dr. Ludwig Weidig, Schlüsselperson einer oppositionellen Gruppe, redigierte sie stark, gab ihr den Titel und sorgte für Druck und Verbreitung. Weidig und die meisten seiner (und Büchners) Freunde wurden verhaftet, Büchner konnte nach Straßburg ins Exil fliehen. Von den Verhafteten wurden drei zu Zuchthaus- und Gefängnisstrafen verurteilt, Weidig nahm sich, von der Untersuchungshaft erschöpft, das Leben.

Von den „Texten, Briefen und Prozeßakten" des vorliegenden Bandes sind nur die 2., von Weidig besorgte Ausgabe des „Hessischen Landboten" und die Akten der Untersuchung gegen Weidig und andere nicht schon in „Werke und Briefe Georg Büchners" (Insel-Verlag) enthalten.

Wenig Neues, nichts Wichtiges also? Doch: Enzensbergers Versuch, Büchner jenen Verehrern zu entziehen, die auch im Verfasser des „Hessischen Landboten" nur den Dichter wertschätzen, seine Landbotenwahrheiten aber nicht für heute übersetzen. Enzensberger hat die Übersetzung in zwei Kommentaren (Politischer Kontext 1834; P. K. 1965) versucht. Die Winkelpolitik ist danach heute Weltpolitik, Hessen liegt in Persien und der Großherzog von 1834 sitzt 1965 auf dem Pfauenthron — ein gutes Beispiel dafür, daß nicht nur das „Dichterwort" Büchners heute etwas bedeutet. Auch daß nur Gewalt das Mißverhältnis zwischen Arm und Reich — nun in kontinentalem Maßstab — lösen werde, nimmt Enzensberger an (an dieser Stelle ist der Vergleich allzu vage; Revolutionen haben heute andere Funktionen und Grenzen als im 19. Jahrhundert). Trotz mancher rhetorischer Gleichsetzungen von 1834 mit 1965 ist es Enzensberger jedoch gelungen, ohne gewaltsame Interesseninterpretation Büchners Schrift als gültigen Beitrag für die Diskussion über das Verhältnis von Moral und Kultur zu Politik darzustellen und damit die Unverbindlichkeit der politischen Gedanken eines „Klassikers" aufzuheben.

Manfred Müller

Expressionismus — neu gesehen

Kurt Mautz: Mythologie und Gesellschaft im Expressionismus. Die Dichtung Georg Heyms. Athenäum Verlag; Frankfurt/Main, Bonn 1961. 387 S., DM 48,—.

Ein auf den Kopf gestellter und so revidierter Georg Lukács, der mit vorgefaßten geschichtsphilosophischen und soziologischen Kategorien das „mythologisierende Verfahren" expressionistischer Dichtung als Fluchtideologie zu kennzeichnen und als unrealistisch in diesem Sinn abzuwerten versuchte, ist Resultat und Ergebnis der Untersuchungen von Kurt Mautz, wenn er sagt: „Nach Struktur, Sinn und Funktion sind die Verfremdungsformen der Wirklichkeit in der Bildersprache Heyms nicht willkürlich subjektive Entstellungen der Wirklichkeit, sondern Objektivationen des entstellten gesellschaftlichen Wesens der Wirklichkeit selber", sind — wie es an anderer Stelle heißt — „Negationen des Negativen".

Gleichzeitig wendet sich der Verfasser damit gegen jene von Lebensphilosophie und Tiefenpsychologie herkommenden Interpretationsweisen, welche das Mythische, den metaphorischen Bilderkosmos innerhalb der Dichtungen Heyms einerseits als Entgrenzung ins Kosmische, als Ausdruck des Dynamischen, andererseits als Entwurf eines archaisch-zeitlosen Mythos verstanden wissen wollen. Ihrer ahistorischen, von außen an die Texte herantretenden Methode widersprechend, gelingt es Mautz in exakten, die Formensprache moderner Literatur enthüllenden Einzelinterpretationen von Gedichten und Prosastücken, Motivkomplexe des Gesamtwerks herausschälend, um diese wiederum gegen literaturgeschichtlich faßbare Traditionen — Romantik, Jugendstil — abzuheben, Mythologie bei Heym zurückzubinden an Aktualität im Gesellschaftlichen und an geschichtliches Damals als ihren eigentlichen Nerv. Moderne Mythologie, die metaphorischen Ausdrucksformen im Werke Heyms werden als spontaner Protest eines „in dieser banalen Zeit" „brachliegenden Enthusiasmus" (Heym: 15. September 1911) gegen Verarmung und Verhärtung des Lebens hinter der Fassade des Fortschritts erkannt: als Dämonisierung der bedrohlichen Wirklichkeit des frühen zwanzigsten Jahrhunderts und als Dämonologie des industriellen Zeitalters schlägt sich dieser Protest formal in den Dichtungen nieder, wird Wort. Dämonisierende Verlebendigung des Dinglichen und entseelende Verdinglichung des Lebendigen verweisen nach Mautz — und in dieser Auswertung der ästhetischen Beobachtung überzeugt seine Arbeit — auf den „Widerspruch zwischen der Art der Vergesellschaftung des Menschen in der industrialisierten Welt ... und seiner tatsächlich abgeschnittenen Existenz in ihr, auf den Widerspruch zwischen ihrer äußeren Ordnung und ihrem inneren Chaos, zwischen ihrer glanzvollen Fassade und dem materiellen und seelischen Elend dahinter".

Karl Riha

Nach **Amerika, Asien** oder **Afrika?**

In jedem Falle erst zu uns! Wir warten wieder mit sensationellen Preisangeboten auf, z. B. **BERLIN — JAPAN — BERLIN** bereits ab **DM 1750.—** Besuchen Sie uns, wir beraten Sie gern:

BOCKENHEIMER REISEBÜRO | **6 FRANKFURT AM MAIN** Adalbertstraße 2

REISELEITER!

Wir suchen für unsere **STUDIENREISEN** nach **AMERIKA, ASIEN** und **AFRIKA** gewandte junge Studenten mit Organisationstalent und guten englischen Sprachkenntnissen. Landeskenntnis ist erwünscht!

Vorstellung nach telefonischer Rücksprache bei:

MARCO POLO REISEN GMBH & CO. KG
6242 Kronberg/Taunus · Postfach 176 · Tel. 2676

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Geschichten mit Doppelpunkt

Reinhold Grimm · Zur Prosa Bertolt Brechts

Niemand braucht zu erschrecken, wenn heute wieder einmal etliche Bände Brechtscher Schriften anzuzeigen sind. Denn mit diesen fünf Bänden Prosa verhält es sich nicht anders als mit den bisherigen Sammlungen: den Stücken, den Theaterschriften, den Gedichten. Sie fassen das vorher zerstreut Veröffentlichte zusammen, und sie bringen Neues aus dem Nachlaß sowie Vergessenes aus der Frühzeit hinzu. Die Wiederbegegnung mit Bekanntem – bisweilen Allzubekanntem – und die Faszination des Neuentdeckens halten einander die Waage.

Lassen wir zunächst die schon früher gedruckten Werke kurz Revue passieren.

Da sind einmal die beiden Romane, die wir aus Brechts Feder besitzen. Der *Dreigroschenroman,* entstanden im dänischen Exil und 1934 erstmals erschienen, ist wohl das am wenigsten anziehende Werk, das der Dichter geschaffen hat. Ihm liegt, wie es in einer Nachbemerkung lakonisch heißt, „das Theaterstück *Die Dreigroschenoper* und John Gays *Beggars Opera* zugrunde". Was ihn aber von beiden – und insbesondere von Brechts berühmtem, ja bereits volksläufig gewordenem Singspiel – unterscheidet, ist die maßlose Verschärfung der sozialkritischen Elemente: und zwar zu düsterer, beißender blutiger Satire, die in manchen Zügen fast an Swift gemahnt. Wie wenig vom Kulinarischen der *Dreigroschenoper* mit ihren eingängigen Synkopen und kessen Maximen übriggeblieben ist, zeigt am besten der Schluß des Werkes, der zugleich dessen Höhepunkt darstellt. Es ist die Vision eines Bettlers, in der Jesus, weil er die Reichen zum Wucher und die Armen zu falschen Hoffnungen verleitet habe, vor ein pervertiertes Jüngstes Gericht gezerrt und zum Tode verurteilt wird.

Einen zwar weniger umfassenden, aber nicht minder radikalen „Gegenentwurf" (so Brechts eigene Formulierung) bildet das Romanfragment *Die Geschäfte des Herrn Julius Caesar.* Es liegt – ebenfalls im dänischen Exil geschrieben, doch erst Ende der dreißiger Jahre und ursprünglich als Drama konzipiert – seit 1957 im Druck vor. Hier ist nun nicht mehr die Religion, sondern die Geschichte das Ziel der Satire. Immerhin weiß Brecht inzwischen, wie schwer es fällt, dasjenige, was er „Mythen" nennt, zu zerstören ... und er hat überdies subtilere Mittel gelernt – oder besser: wieder gelernt. Er lädt nämlich seine Leser ein, sich in die Vordergrundsfigur des jungen Rarus, der Caesars Biographie schreiben will, einzufühlen. Diesem strebsamen Historiker, den Begeisterung zu seinem hohen Gegenstand erfüllt und der erfahren möchte, wie es denn gewesen sei, treten nacheinander die verschiedensten Spiegelungen Caesars in Aufzeichnungen, Gesprächen und Berichten entgegen. Eine ist zwar kläglicher und gemeiner als die andere; aber der junge Biograph erblickt darin nur „die menschliche Unfähigkeit, Größe zu sehen". So soll seine falsche Reaktion unsere richtige, wie Brecht sie versteht, provozieren.

Der *Dreigroschenroman* und die *Geschäfte des Herrn Julius Caesar* nehmen den dritten und vierten Band der Prosaschriften ein. Ebenfalls altbekannte Texte, die zum Teil sogar schon zu Beginn der dreißiger Jahre veröffentlicht wurden, enthält der zweite Band. Es sind die *Geschichten vom Herrn Keuner* und die *Kalendergeschichten,* von denen Brecht einmal mit der Bescheidenheit dessen, der es sich leisten kann, erklärte: „Ich habe einige Erzählungen geschrieben, in denen ich, nicht ohne Heiterkeit, auf weises Verhalten hinwies." Form und Inhalt dieser Geschichten, deren literarhistorischer Ort sich bereits im Titel kundgibt, sind damit in der Tat auf die knappste Formel gebracht. Und für die übrigen Texte des zweiten Bandes gilt ganz Ähnliches. Sie umfassen vor allem die 1940/41 in Finnland entstandenen *Flüchtlingsgespräche,* die freilich viel zeitbezogener, ja streckenweise sogar autobiographisch sind. Brecht las damals Diderots Dialogroman *Jacques le fataliste et son maître,* als ihm eine neue, von ihm noch ungenutzte Möglichkeit des Erzählens aufging: eben das „Zwiegespräch", der pointierte, zugleich weise und witzige Dialog. Er, zusammen mit den Kurzformen der Gleichnisrede und Beispielerzählung, wurde die Brechtsche Art zu philosophieren. Was der dicke Ziffel, der eine der beiden Unterredner in den *Flüchtlingsgesprächen* von Hegel sagt, gilt *mutatis mutandis* auch von seinem Dichter: „Er hat das Zeug zu einem der größten Humoristen unter den Philosophen gehabt, wie sonst nur noch der Sokrates, der eine ähnliche Methode gehabt hat."

Das Unbekannte, Vergessene oder kaum mehr Zugängliche, das die Ausgabe bietet, verteilt sich nahezu ausschließlich auf die Bände I und V: jener, zur Hälfte ebenfalls schon Veröffentlichtes enthaltend, bringt die Geschichten, namentlich die frühen – dieser das in den dreißiger Jahren begonnene, aber niemals zum Abschluß oder gar zur Veröffentlichung gelangte *Buch der Wendungen,* eine Sozialethik in der Maske des chinesischen Philosophen Mê-ti. Die unerschöpfliche Vielfalt des Schaffens ist auch hier wiederum, wie so oft bei Brecht, beinah bestürzend. Sie beschreiben zu wollen, würde bloß zu einer öden Aufzählung führen; lockender und einer (sei es auch erst vorläufigen) Gesamtausgabe angemessener scheint es mir zu sein, einige allgemeine Beobachtungen festzuhalten und Brechts Prosa in größere Zusammenhänge einzuordnen.

Dreierlei drängt sich auf. Zuerst, glaube ich, die außerordentliche handwerkliche Sauberkeit und Sicherheit, mit der diese Geschichten gebaut sind, sowie – damit aufs engste verbunden – die Lust, mit der der Dichter sie erzählt. Denn daß Bertolt Brecht kein Erzähler gewesen sei, ist einfach nicht wahr. Schon die Anfänge, von denen manche einmal berühmt sein werden, lassen seine Metiersicherheit und den Spaß, den er sich und uns durch sie bereiten will, erkennen. So beginnt zum Beispiel die Geschichte *Vier Männer und ein Pokerspiel oder Zuviel Glück ist kein Glück* mit dem klassischen Satz: „Wir saßen auf Korbstühlen in Havanna und vergaßen die Welt." Selbst die winzigen Prosagebilde des *Buchs der Wendungen,* ja sie und die *Keunergeschichten* in ganz besonderem Maße sind nach diesem Prinzip geformt. „Philosophen werden meist sehr böse, wenn man ihre Sätze aus dem Zusammenhang reißt", heißt es da etwa. „Mê-ti", fährt Brecht fort, „empfahl es. Er sagte: Sätze von Systemen hängen aneinander wie Mitglieder von Verbrecherbanden. Einzeln überwältigt man sie leichter."

Es gibt die allereinfachsten, mitunter ältestes Erzählgut nachbildenden Geschichten bei Brecht, wie jene gängige *Denkaufgabe,* wo siebzehn Stück Vieh an drei Erben verteilt werden sollen ... es gibt aber ebenso höchst moderne, geradezu surrealistisch oder absurd wirkende, die man nie bei ihm vermutet hätte. *Gaumer und Irk* beispielsweise, eine Allegorie aus den dreißiger Jahren, nimmt mit einem einzigen Wurf das ganze Theater des Wahlfranzosen Ionesco vorweg. Man braucht bloß dessen Stück *Amédée oder Wie wird man ihn los?* von 1959 neben sie zu halten, um sich mühelos davon zu überzeugen.

Aber wir wollen lieber nach jener Sprachqualität fragen, der Brechts Prosa ihre unverwechselbare Eigenart verdankt. Denn dies, daß die Sprache hier auf eine ganz bestimmte, ebenso reizvolle wie aufreizende Weise wirkt und wirken soll, ist ja die zweite Beobachtung, die sich jedem Leser sofort aufdrängt. Daß sich als Beleg dafür bereits das erste Prosastück verwenden läßt, das wir von Brecht überhaupt kennen, bestätigt nur dessen erzählerisches Genie. Es ist die im Märchenton vorgetragene Geschichte *Balkankrieg,* die 1913 – der Dichter zählte damals gerade fünfzehn Jahre! – in der hektographierten Schülerzeitschrift seines Augsburger Realgymnasiums erschien. Sie hat folgenden Wortlaut:

Ein alter kranker Mann ging über Land. Da überfielen ihn vier junge Burschen und nahmen ihm seine Habe. Traurig ging der Alte weiter. Aber an der nächsten Straßenecke sah er zu seinem Erstaunen, wie eben drei von den Räubern den vierten überfielen, um ihm seinen Raub abzunehmen. Dieser fiel bei dem Streiten jedoch auf die Straße. Voller Freude hob ihn der Alte auf und eilte davon. Jedoch in der nächsten Stadt wurde er angehalten und vor den Richter geführt. Da standen die vier Burschen und klagten ihn, jetzt wieder einig, an. Der Richter aber entschied folgendermaßen: Der alte Mann sollte sein letztes Gut den jungen Burschen zurückgeben. „Denn", so sagte der weise und gerechte Richter, „sonst könnten die vier Kerls dort Unfrieden stiften im Land."

Als Gegenbeleg – nicht weil die Sprache schlechter wäre, sondern weil sie anders ist und so die Eigenart der Brechtschen noch zusätzlich hervorhebt –: als Gegenbeleg also und Folie wähle ich einen ungefähr gleichlangen Text von Kurt Tucholsky. Auch diesmal handelt es sich um das früheste Prosastück, das sein Verfasser veröffentlicht hat; auch diesmal wird ein politisches *Märchen* erzählt. Der siebzehnjährige Tucholsky schrieb im Jahre 1907:

Es war einmal ein Kaiser, der über ein unermeßlich großes, reiches und schönes Land herrschte. Und er besaß wie jeder andere Kaiser auch eine Schatzkammer, in der inmitten all der glänzenden und glitzernden Juwelen auch eine Flöte lag. Das war aber ein merkwürdiges Instrument. Wenn man nämlich durch eins der vier Löcher in die Flöte hineinsah – oh! was gab es da alles zu sehen! Da war eine Landschaft darin, klein, aber voll Leben: eine Thomasche Landschaft mit Böcklinschen Wolken und Leistikowschen Seen. Reznicekse Dämchen rümpften die Nase über Zillesche Gestalten, und eine Bauerndirne Meuniers trug einen Arm voll Blumen Orliks – kurz, die ganze moderne Richtung war in der Flöte ...
Und was macht der Kaiser damit? Er pfiff darauf.

Der Unterschied der beiden Texte liegt auf der Hand. Bei Tucholsky ist alles – und zweifellos mit bewundernswertem Geschick – auf eine einzige verblüffende Pointe ausgerichtet, die als Wortwitz das Thema brillant erledigt – aber eben „erledigt" im doppelten Sinn. Wenn das letzte Wort gefallen ist, läßt sich nichts mehr hinzufügen. Alles ist zu Ende. Die Pointe löst jegliche Spannung auf, sowohl die im Text als auch die im Leser ... Bei Brecht dagegen fängt, wenn das letzte Wort gefallen ist, die Geschichte erst wirklich an. Seine Pointe setzt keinen Punkt, sondern einen Doppelpunkt (Wekwerth). Sie trifft gewiß nicht weniger genau als diejenige Tucholskys; aber weit davon entfernt, ihr Thema ein für allemal zu „erledigen", schließt sie es vielmehr in seiner ganzen Vielschichtigkeit auf. Brecht schrieb hier ja keineswegs einen Appell zur „Erhaltung des Friedens", wie der Waschzettel treuherzig meint; der junge Augsburger wollte etwas völlig anderes. Was sein Märchen zeigen möchte und mit frühreifer Skepsis auch bloßlegt, ist gerade die Brüchigkeit der Moralbegriffe, das Vertauschbare von Frieden und Krieg, Recht und Unrecht, Güte und Gewalt. *Balkankrieg* ist eine Geschichte mit Widerhaken; man denke nur an das parodistische Spiel mit Lessings *Nathan* und dessen weisem und gerechtem Richter. Auch konkrete politische Anspielungen fehlen nicht: der „alte kranke Mann" erinnert doch zu augenfällig an den „kranken Mann am Bosporus" ...

Daß es von Tucholsky minder einsinnige und von Brecht minder komplexe Prosa gibt, versteht sich. Wie dieser auch über die endgültige, wie ein Fallbeil niederzuckende Pointe verfügte, so jener auch über den vielschichtigen, bohrenden, erst nachträglich wirkenden Text, der sich im Leser festhakt. Trotzdem bleiben die Unterschiede. Für Brecht jedenfalls ist das satirisch-parodistische, das verkauzte und verkappte Sprechen – mit einem Wort: die verfremdende Rede, die nicht mattsetzt, sondern aktiviert – von Anfang bis Ende charakteristisch.

Und dieses Weiterwirken, dieses zum eigenen Durchdenken Zwingende bestimmt auch – das ist das Dritte, was man erkennt – die Erzählstruktur in ihrer Gesamtheit. Die „Folge verhältnismäßig selbständiger Begebnisse", wie es einmal heißt, gilt nämlich nicht nur für Brechts Dramatik, sondern ebenso für sein Erzählen. Ihre Formen sind die scheinbar harmlose, aber auf einmal rebellische Geschichte, die dialektische Anekdote, die sich selber auf den Kopf sieht, die ausgefeilte, mit grinsender Bewußtheit geschliffene Story. Wo sich solche einzelnen Prosastücke, etwa durch einen gemeinsamen „Helden" wie Keuner oder Mê-ti, ineinander verketten, beginnt der Roman. Zumindest der Brechtsche, dessen Herkunft vom alten Schelmenroman unverkennbar ist. Gerade die beiden Werke, von denen wir ausgingen, der *Dreigroschenroman* und die *Geschäfte des Herrn Julius Caesar,* haften ja nicht etwa durch den großen, über Jahre und Jahrzehnte, Familien und Völker sich erstreckenden Bogen ihrer Handlung im Gedächtnis, sondern allein durch ihre isolierten Einfälle, Vorfälle, Geschehnisse und Geschichten; – und alle diese Texte, ob innerhalb oder außerhalb der Romane, erlauben es uns, „mit dem Urteil dazwischenzukommen", wie der Dichter sagt. Schon insofern sind sie echte Geschichten: solche, die man sich hinter den Spiegel steckt: Kalendergeschichten für Leute aus dem 20. Jahrhundert.

Galerie Patio

Ausstellungen · Happenings
Lesungen · Bücher

Februar: K. P. Brehmer
März: Klaus Burkhardt
April: Peter Fischer

Frankfurt/M. - Süd, Laubestr. 24, Hinterhaus

statt einer Anzeige · statt einer Anzeige · statt einer Anzeige · statt einer Anzeige · statt einer Anzeige

Die „Neuen Deutschen Hefte" sind zwölf Jahre alt. Man kennt und studiert sie, wo in der Welt gefragt wird, wie deutscher Geist heute aussieht. / Im dreizehnten (Glücks- oder Unglücks-) Jahr ihrer Existenz macht die Zeitschrift ein Experiment von soziologischer Relevanz: es soll festgestellt werden, ob eine Kultur- und Literaturzeitschrift, die schwierig ist und nicht das mindeste Zugeständnis an das Angenehme und Gefällige macht, ohne Hintergrund einer Gruppe, Partei oder Wirtschaftsmacht von der Kraft ihrer Interessenten in unserer Gesellschaft erhalten werden kann? / Die Zeitschrift arbeitet mit dem kleinsten redaktionellen Apparat, den es für ein vergleichbares Organ gibt. Sie hat bei zahlreichen ihrer Mitarbeiter Opferbereitschaft gefunden. Nicht gesenkt werden können die Herstellungs- und Vertriebskosten, wenn der Charakter einer großen repräsentativen Revue nicht beeinträchtigt werden soll. Zur Zeit ist die Auflage 2000. Es wird davon abhängen, ob diese Auflage verdoppelt, vielleicht verdreifacht werden kann, wenn die Zeitschrift sich halten soll. In Deutschland fehlen Zeitschriftenleser, die hinreichend erkannt haben, daß bloßes Buch- und Zeitungslesen zu Halb- oder Dreiviertelbildung führt. Die Frage, ob wir mehr als bisher ein literarisches und das heißt ein denk- und wortfähiges Volk werden, hängt aufs Engste mit den Beziehungen zu den drei vier überregionalen und überfachlichen Kultur- und Literaturzeitschriften deutscher Sprache zusammen. Alle sind bisher wirtschaftlich beklemmende Minusobjekte. Dennoch sind Zeitschriftenleser da, sie sind nur nicht mobilisiert, sie wissen nicht, daß ihnen und ihrer geistigen Selbstverwirklichung der ständige Kontakt mit dem nur in einem Zeitschriftenjahrgang konzentrierten Geist der Zeit mangelt. Geist der Zeit ist nicht die bloße Zeit mit ihrer diffusen Vielfalt, aber auch nicht der bloße Geist ohne Ort und Datum. Etwas davon findet der, der sucht, in den Neuen Deutschen Heften; nicht weil sie meinten, besser als die wenigen Parallelorgane zu sein, die es gibt, sondern weil sie ein Beispiel dafür sind und hier zur Debatte stehen. / Die Zeitschrift bringt Essais, Gedichte, Erzählungen, den umfangreichsten literarkritischen Teil, über den zur Zeit ein vergleichbares Organ verfügt, ferner Glossen und ein Forum, das für die Sicht auf die Fragen der Literatur und Kultur durch den Erscheinungsort der Hefte, Berlin, mitbestimmt ist. Für die Mitarbeit und die in der Zeitschrift zum Ausdruck kommenden Ansichten entscheiden Intelligenz und Qualität mehr als geistige oder politische Richtungen. / Die Redaktion versendet Probehefte an ernsthafte Interessenten, aus denen Abonnenten und dadurch Helfer, das Experiment zu bestehen, werden könnten. Ermäßigungen, auch für Studenten, wären widersinnig, weil niemand, der für Geist kein (ohnehin minimales) Opfer bringen mag, ein geeigneter Leser der Zeitschrift ist. **Joachim Günther**

Redaktion und Verlag: Neue Deutsche Hefte, 1 Berlin 46, Kindelbergweg 7

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Roland Kunkel

Porträt: Stanley Brouwn

Die Dadaisten waren die ersten, die die Kunst entschlossen als geheiligte Institution zu stürzen suchten. Sie waren die ersten, die Konsequenzen zogen aus der ernüchternden Gleichung hie Kunst da amusisch bürgerliche Wirklichkeit. Mit unterkühltem Sarkasmus erklärten sie die Kunst zur höheren Bedürfnisanstalt; einen „magischen Stuhlgang" nannte sie Hans Arp.

Dem eigenen Impetus nach konnte und wollte Dada somit nie und nimmer selbst Kunst sein. Zu sehr schaute er den Leuten aufs Maul, auf dem vielleicht noch saftige Speisereste vom vorher üppig eingenommenen Mahl hingen, wenn sie vor einem Kunstwerk standen und Kulturbeflissenheit und Andacht mimten. Den Schnauzbart, den man der Mona Lisa anmalte, malte man somit eigentlich dem Musentempelbesucher – dem sich diesem *höheren Blödsinn* Weihenden – als garstiges Zeichen auf die nackte, glatte Oberlippe, deren tagtäglicher Säuberung etwa diesem ja doch angelegener war als Kunst.

Die Kunst von ihrem alles überhöhenden Thron herunterzuholen und sie in das Joch der alltäglichen Wirklichkeit, in der allein wir direkt mit unsrem Freud und Leid leben, einzuspannen, wird seit Dadas Tagen intensiv betrieben. Doch die Kunst mit ihrer Magie, die die Dadaisten stürzen wollten, ist geblieben. Dadaistischen Relikten, gewissen Sprengkörpern wie etwa dem Brechtschen „Glotzt nicht so romantisch!" hat man den Kredit zugebilligt, den Dada nicht hatte und darum Bankrott machen mußte: nämlich den, daß diese Antikunst-Demonstrationen ja wiederum nur im Zeichen der Kunst selbst vollführt werden.

Eine neue Kunstrichtung unmittelbar in unseren Tagen, die eine so radikale Rechnung aufstellt, wie Dada sich es nie hätte erträumen lassen können, macht diese knappe Rekapitulation über Dada und seine künstlerische Verwertung notwendig. Denn zu sehr wird allgemein einer Schlagwortbequemlichkeit gefrönt, die auch in diesem Falle ein modisch gewordenes „Dada!" im Munde führt.

Stanley Brouwn, einem Mann dieser Richtung – er selbst betrachtet sich als „Fingerglied an der Hand der neuen Tendenz" – kann man jedoch am allerwenigsten mit Schlagworten beikommen. Er, der nicht so lauthals wie seine Kollegen auftritt, betreibt trotzdem nicht minder seltsame Dinge für einen – akzeptieren wir dieses eine Schlagwort – Normalverbraucher.

Doch schauen wir uns zunächst einmal die Hand der neuen Tendenz an, um dann besser den einen Finger Brouwn aufzeigen und kritisch beugen zu können, mit dessen Gebaren übrigens die anderen, mächtigeren Finger der Hand gar nicht so einverstanden sind.

Da stand zum Beispiel am 20. September 1963 im *Kölner Stadtanzeiger* als fette Überschrift „Kunst zwischen die Puffer genommen". Was war geschehen? Nun, dies: in einem vierstündigen Programm, das von der Wuppertaler Galerie *Parnaß* veranstaltet worden war, hatte Wolf Vostell – der ungekrönte Meister der neuen Richtung in Deutschland, der die einzige zunftgemäße Zeitschrift *Decollage* redigiert – an verschiedenen Schauplätzen seine *Decollagen* vorgeführt. Unter anderen war unter Bahnpolizeiaufsicht und als *Decollage Nr. 6* unter dem Titel *130 km in der Stunde* ein Mercedes 170 S von zwei mit 130 km/h aufeinanderfahrenden Lokomotiven zertrümmert – oder im Fachjorgan – decollagiert worden. Oder andere Beispiele: Der Deutsche Tomas Schmit hatte als *Sanitas 49* das Publikum mit Zimt und Zucker bestreut und als *Sanitas 79* in Kopenhagen sein nichtsahnendes Publikum 75 km weit aufs Land gefahren und dort sitzen gelassen. Oder ein noch geschehendes Beispiel: Der Amerikaner Patterson zieht oder stopft in seinen *Variations for Kontrabass* die diversesten Objekte aus dem Baß und benutzt schließlich die Saiten als Flitzebogen und den Resonanzboden als Briefkasten.

In derartigen Taten – *Decollagen, happenings, Fluxus, Behandlungen* etc. heißen sie je nach Künstlermentalität – bleibt von Kunst im althergebrachten Sinne fast nichts mehr übrig. Die angeführte radikale Rechnung lautet hier allein: Da ist die Wirklichkeit (mit ihren tausend täglichen Unfalltoten etwa), und da sind wir, die kein Gerede und auch nicht die Kunst aus ihrem schlafenden Zustand diesen Absurditäten gegenüber aufwecken kann. Tiefer aus der Hand gelesen, die solches tut, steht da, daß es der Kunst nicht gelingt, einen Einfluß auf banale, schreckliche, immer wiederkehrende Wirklichkeiten auszuüben und daß nur in der nackten Unmittelbarkeit eine Chance zur Veränderung liegt. Darum haut diese Richtung den Leuten unmittelbar aufs Dach – nicht wie Dada auf die Kunst und auch nicht vermittelt wie Brecht in seinen Stücken, sondern wirklich, handgreiflich, leibhaftig. Die ganze plumpe Didaktik einer *Sanitas 79* läuft hinaus auf: Laß doch sowas nicht mit dir geschehen, handle doch! Oder auch der simple Sinn einer vordergründigen Unsinnsaktion Vostells lautet, nach seinen eigenen Worten: „Die Deformation interessiert mich als Ausdrucksmittel, um Zerstörung konkreter Art zu verhindern".

Der Abstand zwischen dem geheimen Pathos eines solchen theoretischen Anspruchs und einer plump vordergründig inszenierten Wirklichkeit treibt allerdings ein etwas mitfühlend-melancholisches Lächeln ins Bewußtsein. Vernichtend ist, daß diese Demonstrationen nie das richtige Publikum erreichen – und wenn, dann nur im nackten, äffischen sicht- und fühlbaren Geschehen, das zwar ein Mißtrauen bei durchschnittlichen Leuten investieren kann, aber nur ein blindes, das dann gegebenenfalls auch am falschen Platz zur Wirkung gelangt. Gar nicht zu sprechen davon, wieviel gutmeinende Leute in ihrer laxen Vorstellung von heutiger Kunst bestärkt werden.

Nun zum Finger Brouwn, einem kleinen Finger, bedenkt man sein stilleres Wirken. Stanley Brouwn macht äußerlich gesehen harmlose Dinge. Seine *actions* – so lautet das Kenn- und Stichwort bei ihm – gehen mit kleinen alltäglichen Gegenständen um, mit Gegenständen wie Bleistift, Plastikbehälter, Schere, Schaufel, Turnschuhe, Hemd, Schraubenzieher, Plastikentchen usw. usw. Er führt immer ein kleines Warenhaus mit sich, in dem er ständig herumwerkelt, pedantisch bedacht, daß alles „stimmt". Seine *actions,* verglichen mit den *Decollagen* Vostells, haben einen idyllischen, etwas verspielten und auch bosselnd-umständlichen Charakter. Was ihn im ersten Gegenüber sympathisch machen kann, ist, daß er nicht wie Vostell und seine Leute *aggressiv* agiert, sondern daß er auf kleinstem Raum sein Spiel mit den Dingen und dem Publikum treibt. Gewiß, er „zelebriert", was die Zunft ihm vorwirft, doch was bleibt ihm anderes übrig, wenn er nicht zu deren Hammermethode greifen will. Außerdem hat er ein ganz anderes Verhältnis zu den Dingen.

Besonders schwierig ist es, sein Tun unter einen Hut zu bringen. Er selbst scheint sich noch nicht über seine Betätigung ganz im klaren zu sein. Insgesamt betrachtet, ist sie noch nicht so schlagkräftig zugespitzt, und so mutet etwa vieles nach alter Dadamasche und nach amerikanischer *Pop art* an. Seine plombierten Objekte sind äußerlich gesehen *Pop art,* denn sie werden, ohne besondere formale Betätigung an ihnen, konserviert zur Schau gestellt. Und ein Dadagag ist, *obwohl totalisierter,* wenn er etwa nach der Art von Marcel Duchamps *Readymades* etwas sowieso schon Vorhandenes als nochmals besonders vorhanden erklärt, wie etwa Duchamp mit seinem – als Kunstwerk signierten – Flaschentrockner. Dieser Dadagag geschah, als Brouwn 1960 in Amsterdam alle Schuhgeschäfte der Stadt „ausstellte".

Doch wer ist dieser Brouwn, was bewog ihn, die irdische Schwerkraft künstlerischen Ringens alter und bestimmt auch noch neuer Schule für sich persönlich aufzuheben?

Wenig zu sagen: Geboren ist er als Mischling 1935 in Paramaribo, der Hauptstadt der ehemals holländischen Kolonie Surinam in Südamerika; und seit 1958 lebt er in Amsterdam. Nach seiner Angabe hat er nie gemalt und wiederum nach einer spärlich-anonymen Angabe waren es „gewisse elementare Erlebnisse", die auf ihn bestimmend gewirkt haben.

Diese letztere nach spektakulärer Innerlichkeit und nach Mysterium riechende Aussage ist typisch für Brouwn. Denn Brouwn ist – und das entledigt die Frage nach seiner Intelligenz, die übrigens ein Publikumsteil bezweifelt – ein Mystiker. Nicht wie Vostell, der deftig-rationalistisch und gutväterlich-aufklärerisch den Leuten zuruft: „Liebe Leute, merkt doch endlich, daß die Wirklichkeit viel interessanter ist!", will er im Grunde etwas so Umfassendes und Absolutes, daß das ihn sogar in kosmische Dimensionen treibt, daß es ihn über das irdische Hier und Heute hinaushebt, sei's auch nur in der theoretischen Befangenheit seiner Tagträume. Die Situationen, die seine *actions* beschwören, nennt er Situationen des „Abschieds vom Leben". Versucht man diese metaphorische und wiederum mystisch anmutende Aussage in Zusammenhang mit seinen *actions* in ein rationales Schema zu bringen, so wäre von einem absoluten Identitätsakt zu sprechen, in dessen Vollzug eine momentane Erkenntnis aufflammt, die jedoch den Erkennenden zugleich auch wieder blendet.

Es hat natürlich etwas unendlich Lächerliches an sich, vor diesem geistigen Hintergrund den sichtbaren Vordergrund der Brouwnschen Aktionen sich abwickeln zu sehen. Doch erlebt man sich ehrlich als Zuschauer, so geht dieses Lächerliche ein groß Teil auf das Konto der irrationalen Assoziationen, die Brouwn blitzartig innerhalb unserer in Zwecken erstarrenden Welt beschwört.

Ein gutes Beispiel dafür ist seine Aktion *Kino,* in der er mit einem dürren Strauch, dessen Äste er vorher in emsiger Geduld mit Papier umwickelt hat, in der Pose eines fetischgewaltig anrückenden Medizinmannes ein buntes Filmanzeigeplakat wild beklopft. Daß man dabei nun furchtbar lachen muß, scheint über das äußere Gebaren hinaus etwas mit der modernen Illusionsidiotie zu tun zu haben, die da irrational-unmittelbar entlarvt wird. Ein weiteres Beispiel für diese irrationalen Assoziationen ist die Aktion *Ich habe Hunger,* in der Erschrecken und Komik sich wie in Becketts Stücken auf einer nicht mehr genau auszumachenden Gefühlsebene vermischen. Ähnlich wie Pozzo, der Lucky in Becketts *Warten auf Godot* an der Leine führt, tut es hier ein knallig auf Pappe fotografiertes, üppiges Menü. Denn damit ist der Akteur Brouwn mit einer Schnur verbunden, wenn er Löffel und Messer aneinanderschlagend und wie in Tam-Tam-Hypnose um die eigene Achse sich drehend vorwärtsruckt.

Ein schon schauriges Beispiel, das einen irren

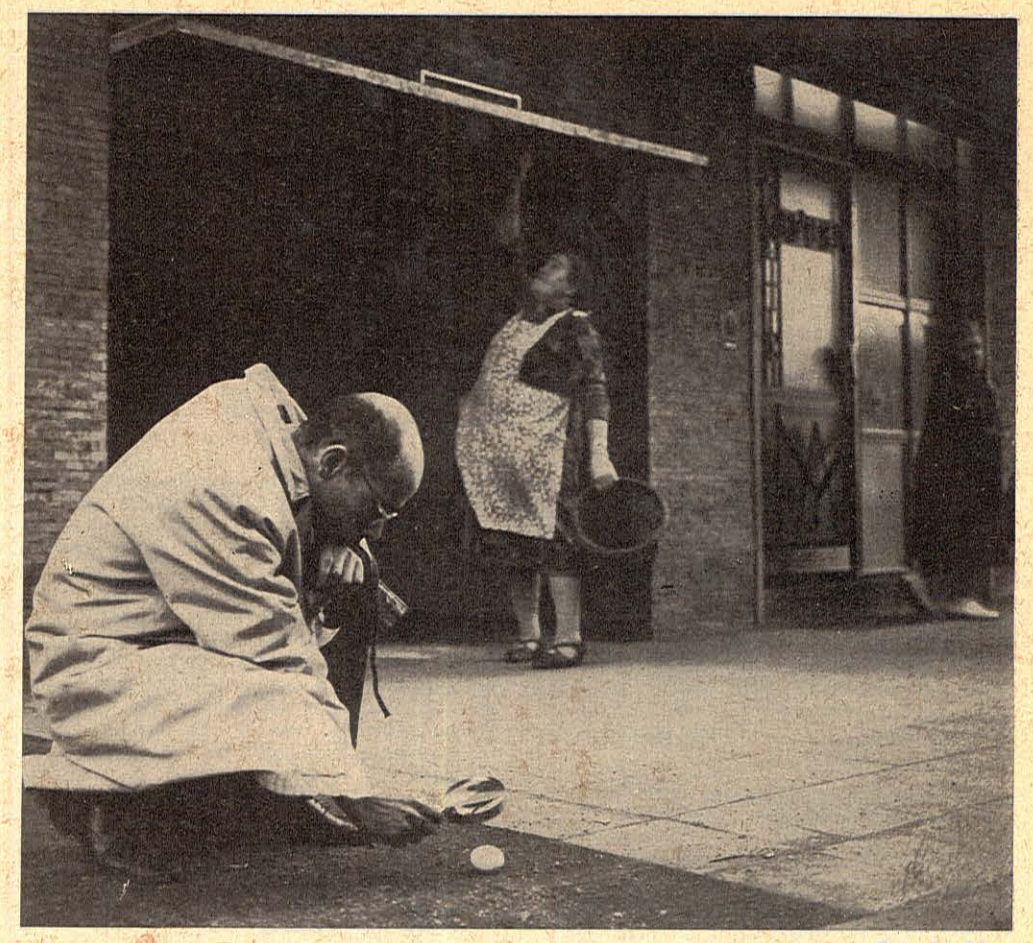


Foto: Jan Röwer

Mischmasch von Assoziationsfetzen hervorrufen kann, ist jedoch folgende Aktion: Einem Mädchen in weißem Kleid hält Brouwn eine Papp-Sprechblase à la Comic strips vor den Mund, auf der steht „Ich möchte gern das Fernsehprogramm sehen!", sodann dreht er die Pappblase zu einem „Okay!" um und hält sie sich an den Mund, des weiteren rückt er ein Paket unbekannten Inhalts hin und her, wobei er, wie auch entsprechend, eine leere Papp-Sprechblase einmal dahin und einmal dorthin hält; endlich läßt er die Katze aus dem Sack, indem er das Paket öffnet und ein gräßlich zerquetschtes, mit heraushängenden Därmen versehenes Tier gleicher Gattung zeigt, nun der Katze die leere Sprechblase vors Maul haltend; sodann geht das Licht aus, und Brouwn leuchtet mit einer Taschenlampe, die einen Pfeil projiziert, im Raum und auf seinem Publikum herum; das weitere sei abgekürzt berichtet – ein Laib Brot, Butter und Parfum kommen ins Spiel, und zum Schluß wird mit einer Elle alles ausgemessen.

Zugegeben, der Katzenkadaver ist ein schauerlicher Gag, und schwachbenervte Damen lassen sich da nicht lange bitten, leichenblaß an die Wand sich zu lehnen oder in die nächste zivilisierter einladende Toilette zu verschwinden.

Doch, wie schon gesagt, Browns Demonstrationen sind allgemein harmlos, und er läßt sonst außer dieser Ausnahme keine Katzen und Hunde auf das Gemüt seiner Zuschauer einregnen. Richtig einladend für nicht so heftig nach Emanzipation verlangende Damen, doch um so mehr speziell künstlerisch, ist Brouwns *Lesson in needing,* in der nicht bürgerliche Wolle zu bürgerlichen Socken verstrickt wird, sondern in der eine zuklappende Mausefalle und ein platzender Luftballon nach Brouwnschem Strickmuster der Arbeit schönster Lohn sind.

Aber wie sieht nun eine solche Brouwn-Show überhaupt aus? Wo und mit welchem Publikum findet sie statt?

Stanley Brouwn ist bisher zweimal in Deutschland aufgetreten. Je an einem Abend hat er in der Neu-Isenburger Galerie *patio* und in der Darmstadt-Arheilgener Galerie *ordo* ein mehrstündiges Programm geboten. Eingeladen wie zu einer üblichen Vernissage, vielleicht besonders angelockt durch diverses, vorheriges Gemunkel, kam jedesmal ein starkes Publikum – allen voran die Fotografen, die einen saftig-fotogenen Braten rochen. In kleinen, überfüllten Galerieräumen schritt Brouwn pedantisch-stoisch von Aktion zu Aktion. Die letzten der etwa zehn Aktionen fanden dann im Hof oder sogar auf der Straße statt. Das Publikum – Intellektuelle, Künstler „alter" Schule, Kunstbeflissene, Journalisten, Jahrmarktsgeher, Lukullisch-mit-allem-Einverstandene, Theoretiker, Agnostiker, passionierte Störer und doch insgesamt gut Durchtrainierte in Sachen Kunst – war immer ganz unter sich, das heißt in diesem Fall: man stand sich im Wege, sah die Nebenleute öfters als Akteur Brouwn und wußte nie so recht, was jetzt „vorne" oder irgendwo zwischen Füßen am Boden vor sich ging.

Aber vielleicht bucht gerade Brouwn das als größten Erfolg, das nämlich genau, daß das Publikum immer unter dem penetranten Gefühl des Irgendwas-Geschehens steht. Seine Aktions-Ästhetik besteht ja gerade darin – was er ständig eifrigst betont –, daß nicht er der Handelnde sei, sondern letztlich das Publikum in seiner Reaktion. Ganz in diesem Sinne fragte Brouwn je zu Beginn seiner Vorstellungen à la Kasperltheater „Seid ihr alle da?", indem er jeden seinen Namen auf ein kleines Tonband sprechen und das dann zellophanverpackt ablaufen ließ. Es folgten anschließend – mit großen Pausen, in denen Brown in einem Nebenraum mit seinen Requisiten zu tun hatte – all die *actions,* die da etwa neben den bereits genannten heißen: *Brouwn-Cocktail, Fliegen, Klingein, Viva Zappata, EWG, Brouwn ißt einen Film* etc. In Aktion gerieten: Ein Zellophansack, der übergestülpt wurde, Damenschuhe, die ein bißchen mit den Füßen jongliert wurden, ein an einen Schuh geklebtes Buch, dessen einzelne Seiten für Gummigeschosse herhalten mußten, ein Ei, das vom auf dem Boden kriechenden Brouwn durch eine Lupe gemessen wurde, eine Fliegenklatsche, die auf Pappbananen niedersauste, ein Schlafsack, den Brouwn belegte, ein Topf zum Aufnehmen für von Brouwn geschälte *EWG*-Kartoffeln usw.

Eingeübter Sinn und Zweck unserer Zivilisationsemsigkeit wurden tüchtig zum Entgleisen gebracht, wurden tüchtig in Bereiche des „Abschieds" von aller Ordnung und Zweckhierarchie entfremdet – tüchtig für den, der tüchtig mitdachte (um tüchtig einzuschränken). Die Aktion *Brouwncocktail,* in der Brown Bier mit Bier mit Bier usw. mixte, endete in einem tautologischen Leerlauf, in dem der Un-sinn triumphierte.

Die Frage, ob das Publikum nun wirklich jedesmal zum Handlungsträger wurde, ist nicht ganz mit ja zu beantworten. Man fühlte sich nämlich zum Teil nach einer gewissen Gewöhnungszeit sehr wohl und vergnügte sich ganz in angenehm lukullischer Trägheit. Brouwns Tun verblieb so eigentlich in der mystisch-versponnenen Welt seiner alltäglichen Abweichungen. Die, die sowieso wach auch dem Eingefahrensten gegenüber sind, wurden allenfalls auf den theoretischen Plan gerufen – und das über die Aktion als direktestes, künstlerisches Medium hinaus.

Mit dem einmaligen Showauftritt in der Galerie *patio* war eine dreiwöchige Ausstellung Brouwnscher Objekte verbunden. Da hingen anonyme Skizzen, *this way Brouwn* betitelt, die sich der nach dem Weg fragende Brouwn auf der Straße von Passanten aufzeichnen hatte lassen. Preis: DM 75,– bis DM 115,–. Da hingen weiter und standen *Mehrpreisobjekte, Gemessene Objekte, Plombierte Objekte* und *Weltraumobjekte.* Letztere waren vier Plastikentchen, ein Schraubenzieher und Bleistift, die der Käufer mit einer Rakete in den Weltraum schießen sollte. Da gab es weiter viele lustige und ausgetüftelte *Brownbücher.* Nicht alle davon waren so geradewegs einschlagend wie jenes, das mit einem Hammer gelesen werden sollte, weil auf jedem unbeschriebenen Blatt ein einziges Zündblättchen in der Mitte klebte. Vieles des Ausgestellten geriet ins bloß Spaßige. Brouwn fehlt eben das stur Engagierte. Er möchte am liebsten – Publicity-Eifer ist auch dabei – die ganze Welt verbrouwnisieren. Wer ihn einmal begleitet hat bei seinem „Wirken" auf der Straße, wo er harmlos Backsteine mißt, Eier durch die Lupe anschaut und durch Maschendraht telefoniert, nimmt das Ganze auch von einer gewissen kindlich-naiven Seite. Vor allem auch dann, wenn Brouwn auf einsame Zuschauerreaktion hin sich immer wieder ein vergnügt-aufgeregtes „very good action!" versichert.

Man kann gegen Brown sehr großspurige Worte auffahren, Worte wie Scharlatan etwa. Man kann auch von vager Spinntisiererei sprechen. Doch wenn man schon davon nicht absehen kann, nämlich auf solche Weise seine gesunde Position in dieser unserer angekrankten Welt zu bekräftigen, dann sollte man zumindest sofort überlegen, wo woanders etwa viel versteckter Scharlatanerie betrieben wird.

Der Schreiber dieser Zeilen ist übrigens nach dem Kärtchen, das ihm Stanley Brouwn ausgehändigt hat, Brouwnist Nr. 1 000 078. Aber zur Beruhigung: er meint, auch noch anderes zu sein.

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn www.frankfurt-uni68.de

Katja Tiel

Prosastücke

1

man fragte und sagte sie sollten nicht dorthin gehen wohin auch sie gehen sie werden gehen wirklich dort sollten sie nicht hin ob sie wirklich gehen oder nicht und man fragte deutlich ob sie sie meinten oder sie die wirklich gehen sollten oder die besser nicht dorthin wohin man sagte besser nicht denn dorthin seien bis dahin nur solche gekommen die man besser nicht fragte ob sie wirklich hingehen wollten oder ob sie besser dorthin gegangen wären wohin sie sagten und wohl gehen wollten wo man nicht fragte ob sie dorthin kommen wollten wirklich nicht oder nicht denn so sagte man sie sollten (doch) dorthin kommen wohin wirklich nur die gehen die dahin gehören die nicht nur meinten dorthin zu kommen wo solche hingehen oder fragten kommen sie wirklich sondern weil sie wußten warum sie hingingen so sagte man sie wußten dort wo nur sie seien daß die die kommen auch wirklich wußten nur wußten und nicht nur meinten zu wissen warum und daß solche deutlich nicht hinkamen und wenn sie (doch) kamen bald wußten daß sie nicht wußten oder wirklich gehen mußten dorthin wohin solche gehen und sie (wohl) besser nicht gehen sagte man und sie fragten wohin nun nur deutlich wirklich deutlich

2

wundern dich daß deine SCHÖNHEIT bewundern wundern mich irgend wie bewundern dich nämlich SCHÖNE wunderbar(e) wundervoll voller (von) wunder wundersäm deine (B)wunderung das wunder meiner deiner irgend einer schönheit sehr verwundert äußerst über das wunder über wunder
wunder das blaue
wunder das reine
wunder das bare
wunder tun
das wunder was
eine wunderung irgend wie bewundern mir dich bewundern dich verwundert mein spiegelbild bewundern (d/m)ich wunderlich wundern dich irdend wie wundern mich nämlich wenden dich im widerhall meines spiegels bewandern mich winden dich bewundern die wunde (m/d)eines wunders deinen wund wundern dich irgend wie wunderbar daß mich dein dich mein bild bewandern ich mich wenden daß deins wundersam(e) widerwinden irgend wie WUNDERSCHÖN irgend ein wunder eine WUNDERWUNDE meine deine IRGENDEINE

3

es besaß keinen verstand verstand überhaupt nichts nicht im geringsten es mangelte an jeglichem verständnis unverständlich (dieser unverstand) es saß nie nie und nimmer jegliche bequemlichkeit fehlte weil es nie saß und nichts verstand war es gänzlich unbequem es verstand nicht einmal als es gegessen hatte als es gegessen hatte hatte es niemals gesessen selbst dabei nicht sein verstand war eben zu gering zu nichtssagend es sagte überhaupt nichts und wenn es einmal das geringste sagt sagt es eben nichts nicht im geringsten es fehlt ihm jeglicher verstand es versteht eben überhaupt nie da es immer stand wenn die anderen herum sitzen verstand es niemals mancher konnte es selbst dabei nicht verstehen da es immer steht und überhaupt nicht saß selten würde es gehen (auf keinen fall) es liegt auf der hand eben leider die meisten vermissen eine spur von dem was sie aktiv nennen da es weder gut noch schlecht ist wird es leicht vergessen es würde bedauert weil es ohne zweifel ohne verständnis behinderte niemand verstand es wenn es behinderte da es weder gegangen war (auf keinen fall) noch gesessen hatte weil es eben auf der hand lag ohne verständnis wenn es auf der hand liegt eben dann wird es meist vergessen mancher versteht es nicht wenn es gut oder schlecht auf der hand liegt da es ohne zweifel herum steht da es nie und nimmer saß eben unverständlich war und selten das geringste sagte auf keinen fall selten würde es gehen (dieser unverstand) es mangelte an jeglicher spur von dem was die meisten verstand nennen es geht nicht überhaupt nicht nicht im geringsten meistens liegt es es sagt nichts wenn es ohne zweifel auf der hand lag wenn es ohne zweifel nichts sagte eben weil es nichts sagt und wenn es lag weil es auf der hand lag da es an verstand fehlte an jeglichem verständnis leider wenn die anderen herumsaßen als es das geringste sagte wurde es vergessen verstand es keiner gut oder schlecht selbst dabei nicht auf keinen fall es würde immer bedauert selten sagte es das geringste es sagte überhaupt nichts keine spur von dem was die meisten aktiv nennen es ist eben gänzlich unbequem es behindert niemals hat es gesessen nie und nimmer selbst wenn es auf der hand liegt es war eben nichtsstgend zu gering weder noch

Gerhard Rühm

anna anna anna

nah

nah
nah

nah
nah
nah

nah
nah
nah
na h
ach
noch immer zu weit
nah
nah
nah
na h
na h
na h
nadel h
na hk ampf (daneben ach)
krampf
starr
an einer stelle
stellenweise
verweise
ver eise
wei t

doch die wege!
verwegen
be wegen
wegen
da
da!
dann
nah
anna
nah
nah
naht
nähe!
(meine anna ist nämlich eine näherin)
ach so
ach

nach
und nach
nacht (im winter wird es zeitig dunkel)
be nach t eiligt
be t eiligt
be tteiligt
eilig
teil
teilweise
nur teilweise
ach nur teilweise
ach nur teilweise nah
ach nah
nach
nachher
nach her
da
her da
da her
nah du
neben
daneben (verzeihung)
ach
tagtäglich du
nahst (sie näht nämlich)
und
näher
nä her
nä her
nä her
immer weiter näher
nä her
nä her
nä her
immer weiter immer weiter näher
(meine fleissige näherin! sie muss uns nämlich beide erhalten)
sie näht
und
sie näht immer weiter immer weiter immer weiter
und starrt
mich
an

lieb
ling

4

du oh dein wie deine was sie für einen nein das das ist dies ja das das ist und dazu eine unsagbar wie unsagbar ungehörig welch was für ein (welches) das kann doch nicht ungehörig ganz unsagbar ganz und gar dazu solche ganz großartige du gar ein dein dies ist oh un nein unübersehbar trefflich selbst ihr ungehöriges das da dein das da du das ist dies vortrefflich daß das daß deine ja diese ihre wie ungehörig dazu welche große du das kann ganz und gar daß se ganz st we groß (dazu) solch eine ist das doch unsagbar selbst artig doch ungehörig du eine sie ist eine oh wie großar welch untrefflich überhörig nein ja wie und welch was für ein du doch solch eine da du ihr dies da

5

ohne daß indem weil als zwecks besonders und vor allem vor allem besonders früh obwohl der eine andere ablehnte trotzdem der eine schon von zu spät und andere von bedenklich ganz bedenklich doch auch nur halb also so halb halb wie beim genauer beim genau da das weshalb der andere das deshalb ablehnte einfach so alles andere als inzwischen infolge des vielen zu und ab des einen nachdem der andere der andere andere so lange davon vor allem darüber im nachklang an den bedenklichen trotz des einen anderen noch während die anderen dagegen (pro domino ergo) also als in der daß es daß noch kaum zu viel darüber wohl auch kaum davon oder ent und pro als sogar genau das gegenteil des bedenklichen zu spät der anderen

K. B. Schäuffelen

small talk

hungern Sie ruhig ein bißchen! hungern Sie ruhig. endlich riß die pech strähne. fahren Sie mit? denken Sie nach! zum glück gibts große verwirrung im schleier blick fang aaron silver licht mess alter ego sum. die zentrifuge hinein und hindurch. ein schönes tal sagt eine puppe mama. jene leitung lang in sich gehen über leichen. das alte feme foto genügt nicht mehr. das war ein bißchen zu weit: süßer automatisch. abzwitschern. stopfen. konvex masken liegen an. herr von guter gott. holen Sie's nur! mit Ihnen nur mit Ihnen. schließen Sie sich an geld blaue blume hostess in den korridoren. nach Ihnen! o alter matrose verschnittener säuger rette sich wer kann das schon. im club der roten rosen sehen wir uns wieder. empfindungshemmend. wasser flecken. flaute. den kopf gegen entäußerung. flatter zonen in den gehirnen. zacke zicken. am schalter der zerbrochene genius. inter zonen mechanik. essen Sie sich ruhig! wegen ungehorsam erschlagen und erschossen. wachsam bleiben im unter haus! seinen mann stehen. fahren wir lieber hier herum. sicher ist sicher. das pokern als knall effekt und zusätzlichen tritt in die freie rote welt. haben uns verfranzt. ja! ist der fehler das programm. wo diese kühlen sind. immun. beschneite haut. von hause aus. schließlich ist der weg für die truppe zu weit. rassige tupfen. das ist schlecht für diese langen dinger. wenn wir nach spanien kommen aber ja. fahren ist nicht nur fahren. ohne schmerzen sich frei und spurt stark. aber dat is es nich. in body buildings wird nicht gegangen. es ist wasser! mein armer glaubte schon an dates und Mr. Kinsey. hier hätten wir rein gemußt. aber wie liebt und lebt sie wirklich? flaxen. eisberg brot cine citta arbeiter paradies zauber waffe sex appeal. hier sind wir stecken geblieben. können Sie erinnern? jetzt liegen wir richtig incorporiert. schlagen drei kreuze. schwer verbarrikadiert für entfesselte finger. sitzen doch alle im selben schiff. ganz groß! passen Sie auf da ist druck drauf. kennen Sie alle hier? hier kann man nichts machen können. das wasser ab schlagen tut hier schon nichts. alle sind amtlich ein geschossen. schöner schatten für die sieben tod sünden. super sind selten. viel weiberei durch koran nicht gerechtfertigt! und sein gegner? die zelle befruchtet ihn. er schrieb einen hit: gelbe hoch gezogne lippen fahren. zwei fragen mit letzter kraft: haben Sie schon? haben Sie schon? auf exempel leben! auf schön.

puppe polizei und publikum

in der ersten etage eines kaufhauses steht eine schaufensterpuppe. die puppe ist unverkäuflich. die puppe schaut auf die straße hinunter. auf der straße stehen leute. die leute schauen zu der puppe hinauf. die puppe ist traurig. die puppe hat nichts an. die leute sind für die puppe. die polizei ist dagegen dagegen. die polizei ist für die moral. die moral ist gegen die puppe. die puppe schaut auf die polizei herunter. die puppe denkt an die leute. die leute trauern um die puppe. die puppe denkt ohne moral. die puppe hat sich entpuppt.
in der ersten etage eines kaufhauses stehen leute. die leute werden verkauft. die leute schauen auf die straße hinunter. auf der straße steht eine puppe. die puppe ist die polizei. die polizei ist die puppe. die polizei hat sich verpuppt. die polizei ist traurig. die leute haben nichts an. die polizei ist für die moral. die moral ist ohne die polizei. die leute schauen auf die puppe herunter. die polizei denkt an die leute. die leute sind dagegen dagegen. die leute haben die polizei. die polizei hat die leute. die polizei ist die polizei.
in der ersten etage eines kaufhauses steht die polizei. die polizei ist käuflich. die polizei schaut auf die straße hinunter. auf der straße stehen leute. auf der straße steht eine puppe. die leute schauen zu der polizei hinauf. die puppe regelt den verkehr. es verkehrt die moral. die moral hat nichts an. der verkehr ist traurig. die polizei regelt die moral. die leute entpuppen sich als puppen. die puppe ist dagegen dagegen. die puppe verkehrt die moral. auf der straße steht eine polizei. die trauer der polizei sind die leute. die trauer der polizei ist die regel. die leute regeln die polizei. die polizei regelt die leute. die puppe verkehrt ohne regel. die puppe verkehrt verkehrt. die puppe regelt. die puppe regelt die regel.

archiviert von: Rechtsanwalt H. Riehn
www.frankfurt-uni68.de

helmut hartwig 196

man braucht beim malen sinneseindrücke nicht einfach hinzunehmen / wie gewöhnlich / sondern / kann reize anregen verändern steigern / natü
lich habe ich / wie gewöhnlich / beim malen auch noch andere dinge im kopf / zum beispiel bilder / warum / sollte ich sie unterschlage

archiviert von: Rechtsanwalt H. Klein www.frankfurt-uni60.de